



Open Access Repository

[www.ssoar.info](http://www.ssoar.info)

## Die Kirche auf dem Weg in die Zivilgesellschaft. Teil 1: Text

Vieregge, Henning von

Veröffentlichungsversion / Published Version

Arbeitspapier / working paper

### Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Vieregge, H. v. (2019). *Die Kirche auf dem Weg in die Zivilgesellschaft. Teil 1: Text*. (Opuscula, 131). Berlin: Maecenata Institut für Philanthropie und Zivilgesellschaft. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-65564-2>

### Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/deed.de>

### Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

# MAECENATA



Henning von Vieregge

## Die Kirche auf dem Weg in die Zivilgesellschaft

Teil 1: Text

Opusculum No.131

November 2019

## Der Autor

Dr. Henning von Vieregge, Politikwissenschaftler und Soziologe, beschäftigt sich seit langem als Publizist und Dozent mit vielfältigen Fragestellungen der Zivilgesellschaft und des Verbandswesens. Als engagierter Christ und Philanthrop ist er mit den Mechanismen, Entwicklungen und Veränderungsnotwendigkeiten der Kirche in Deutschland wohl vertraut.

## Das Maecenata Institut

Das **Maecenata Institut für Philanthropie und Zivilgesellschaft, Berlin** wurde 1997 als unabhängige wissenschaftliche Einrichtung gegründet. Das Institut hat die Aufgabe, das Wissen über und das Verständnis für die Zivilgesellschaft und den sogenannten Dritten Sektor mit den Themenfeldern Bürgerschaftliches Engagement, Stiftungs- und Spendenwesen durch Forschung, akademische Lehre, Dokumentation und Information sowie den Austausch zwischen Wissenschaft, Politik und Praxis zu fördern. Das Institut versteht sich als unabhängiger Think Tank.

Das Institut ist eine nicht rechtsfähige Einrichtung der Maecenata Stiftung (München) und hat seinen Arbeitssitz in Berlin.

Weitere Informationen unter: [www.institut.maecenata.eu](http://www.institut.maecenata.eu)

## Die Reihe Opuscula

Die **Reihe Opuscula** wird seit 2000 vom Maecenata Institut herausgegeben. Veröffentlicht werden kleinere Untersuchungen und Forschungsarbeiten sowie Arbeitsberichte aus Projekten des Instituts. Die Registrierung dieser in elektronischer Form erscheinenden Reihe unter der ISSN 1868-1840, sowie die Vergabe von Einzelkennungen (URNs) durch die Deutsche Nationalbibliothek sorgen für volle Zitierfähigkeit. Durch die Kooperation mit dem Social Science Open Access Repository (SSOAR) Projekt ist eine dauerhafte Verfügbarkeit aller Ausgaben mit fester URL-Adresse sichergestellt. Eine Übersicht der neuesten Exemplare ist auf der letzten Seite jeder Ausgabe zu finden.

Die gesamte Reihe *Opuscula* finden Sie zum kostenlosen Download unter:

<http://www.opuscula.maecenata.eu>

## Impressum

### Herausgeber

MAECENATA Institut  
Rungestraße 17, D- 10179 Berlin,  
Tel: +49-30-28 38 79 09,  
Fax: +49-30-28 38 79 10,

E-Mail: [mi@maecenata.eu](mailto:mi@maecenata.eu)

Website: [www.maecenata.eu](http://www.maecenata.eu)

**Redaktion:** Dr. Johannes Kleine

**ISSN (Web)** 1868-1840

**URN:** urn:nbn:de:0168-ssoar-65564-2



Alle Rechte vorbehalten! Nachdruck nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Dieses Werk bzw. Inhalt steht unter einer [Creative Commons 3.0 Deutschland Lizenz](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/).

Die Beiträge geben ausschließlich die Meinung der Verfasserin bzw. des Verfassers wieder.

**Haftungsausschluss:** Trotz sorgfältiger inhaltlicher Kontrolle übernimmt das Maecenata Institut keine Haftung für die Inhalte externer Links.

Für den Inhalt verlinkter Seiten sind ausschließlich deren Betreiber verantwortlich.

**Maecenata Institut, Berlin 2019**

## Inhalt

Inhalt .....	3
1. Einstiegsbemerkungen .....	4
1.1. Thesen zu Kirche, Zivilgesellschaft, Vertrauen und Heimatverständnis .....	4
1.2. Die dritte Arena ist die Zivilgesellschaft .....	11
2. Die Gesellschaft. Alarmierendes Rumoren unterm Mainstream.....	15
2.1. Schlaglichter.....	15
2.2. Bruchlinien und Klüfte .....	18
2.3. Zwischenbilanz.....	27
2.4. „Unerhört!“ .....	37
3. Wie die Kirche anderen und sich helfen kann.....	42
3.1. Warum sich die Kirche stärker öffnen sollte.....	42
3.2. Was die Kirche für die anderen interessant macht.....	50
3.3. Das Spezielle an Kirche .....	61
4. Zum Lagebild: Einsichten aus der Praxis.....	64
5. Zum guten Schluss.....	77

# 1. Einstiegsbemerkungen

## 1.1. Thesen zu Kirche, Zivilgesellschaft, Vertrauen und Heimatverständnis

Dies ist meine zentrale These:

Kirche beheimatet. Sie kann dies umso mehr tun, wenn sie sich im Verbund mit ihren Schwester- und Tochterorganisationen stärker als Akteur der lokalen Zivilgesellschaft mit und für andere versteht. Dies nutzt ihr und allen.

Der Leipziger Kirchensoziologe Gert Pickel hat eine vergleichbare Leitthese:

Religiöses Sozialkapital ist sowohl eine Ressource der Integration für die Gesellschaft als auch eine Ressource für die Zukunft der Kirchen, erfordert dabei aber einen Strukturwandel der Kirchen und besitzt zu bearbeitende Konfliktpotenziale.<sup>1</sup>

Wo ich von ‚Beheimaten‘ spreche, spricht er von Integration. Sozialkapital, als ‚religiöses Sozialkapital‘ zugespitzt, bildet sich als Ergebnis von Vertrauensbeziehungen. Mehr Sozialkapital bedeutet ein engeres Vertrauensnetz der Menschen in ihrem Umfeld. Religiöse Menschen haben mehr Vertrauen in andere Menschen und arbeiten stärker am Ausbau von Vertrauensbeziehungen, auch weil sie bessere Gelegenheitsstrukturen haben. Diese besondere Ressource der Kirchen sollte stärker genutzt werden, auch wenn der Umbau konfliktbeladen ist.

Wenn im Folgenden von „der Kirche“ oder „den Kirchen“ die Rede ist, so geht es zuvörderst um die evangelische verfasste Kirche vor Ort, also vor allem um die Kirchengemeinde. Gegenwart und Zukunft dieser Einrichtung werden hier besonders in den Blick genommen. Schon dabei ist Unschärfe unvermeidlich, denn diese Kirchen haben einen breiten, unterschiedlichen, teilweise sogar gegensätzlichen Zuschnitt, zumeist dem Profil der Pfarrpersonen geschuldet.

Ich beziehe mich im Text insbesondere auf Erfahrungen in einer Kirchengemeinde im Frankfurter Raum, in der ich 13,5 Jahre im Kirchenvorstand war, zeitweise auch als Vorsitzender, und auf die zugehörige Landeskirche, die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (EKHN).<sup>2</sup> Außerdem habe ich mit zwei Theologiestudenten<sup>3</sup> eine Reihe strukturierter Inter-

---

<sup>1</sup> Religiöses Sozialkapital - Integrationsressource für die Gesellschaft und die Kirchen? in: Edmund Arens: Integration durch Religion? Baden-Baden und Zürich 2014, S.43.

<sup>2</sup> Es handelt sich um die Andreasgemeinde in Eschborn-Niederhöchstadt, die über viele Jahre durch Pfarrer Dr. Klaus Douglass aufgebaut und geprägt wurde, zusammen mit vielen wichtigen Mitstreitern, von denen ich Pfarrer Dr. Fabian Vogt, Pfarrerin Dr. Anke Wedekind und Pastor (finanziert auf Spendenbasis) Kai Scheunemann hervorheben möchte. Die Gemeinde hatte sich anfangs mit Willow-Creek-inspirierten Gottesdiensten („Go Special“) einen überregionalen Ruf erarbeitet. Nachfolger von Douglass wurde Pfarrer Karsten Böhm. Ein frühes Profil der Gemeinde findet sich bei Wilfried Härle u.a. Wachstum gegen den Trend. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2006 und auf der Homepage von Klaus Douglass im Kapitel „Meine Andreasstory“. Zur Entwicklung seit 2006 ist auf die gut gemachte und aussagestarke Homepage der Gemeinde zu verweisen, [www.andreasgemeinde.de](http://www.andreasgemeinde.de).

<sup>3</sup> Mit den damaligen Theologiestudenten Juliane Rupp und Adrian Schleifenbaum. Vgl. die dreiteilige Serie „Kirchendämmerung oder Morgenröte?“ als Gastbeiträge auf der EKHN-Homepage von 2015: <https://www.ekhn.de/aktuell/detailmagazin/news/serie-kirchendaemmerung-oder-morgenroete.html>. Adrian Schleifenbaum hat zum Themenfeld 2019 in Heidelberg eine Dissertation mit dem Titel „Gute Nachbarschaft!“, Heidelberg 2019 vorgelegt, aus der ich zitieren durfte. Großer Dank gilt Prof. Dr. Gerhard Wegner, dem Direktor

views mit Kirchenvorständen und Pfarrern innerhalb der EKHN geführt, zudem habe ich mit Zivilgesellschafts- und Kommunikationsexperten gesprochen, weil in der gängigen Literatur die Sicht auf die Kirche von außen selten eine Rolle spielt. Auf diese Weise kann ich auch als Nichttheologe und ‚nur‘ ehrenamtlich Engagierter, letzteres auch in der Zivilgesellschaft in einer Außenseiterrolle<sup>4</sup>, einen eigenständigen Part spielen. Exzerpte der Interviews habe ich im zweiten Teil dieses Textes gesammelt, auf Aussagen daraus beziehe ich mich auch im ersten Teil des Textes immer wieder.

Meine Gesprächspartner<sup>5</sup> haben sich zum Zusammenhang von ‚Heimat‘ als sozialem Gefüge und der Rolle der Kirche geäußert. Ich zitiere eingangs zwei markante Äußerungen.

Holger Backhaus-Maul, Soziologe und Verwaltungswissenschaftler an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, geht auf die Vielfältigkeit innerhalb der Kirche anhand eigener Erlebnisse ein:

Es gibt nicht das eine Bild von Kirche. Wenn ich ganz lange zurückdenke an meinen Konfirmandenunterricht, dann habe ich noch ein preußisch-autoritäres, militärisch geprägtes Gegenüber als Pastor, das mir den Zugang zur evangelischen Kirche verwehrt hat. Wenige Jahre später gab es in der gleichen Kirchengemeinde mit dem nachfolgenden Pastor einen, der in Brokdorf im Talar am Zaun demonstriert hatte. Das war genau die andere Seite der evangelischen Kirche. Das machte für mich die evangelische Kirche aus, zwischen autoritär-militärisch, mit einer durchaus nicht geklärten Vergangenheit im deutschen Faschismus auf der einen Seite, auf der anderen Seite eine sehr kritische, sehr offene, diskursorientierte, auch sich gesellschaftspolitisch verstehende Kirche.<sup>6</sup>

Ansgar Klein, Geschäftsführer des Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement, der wichtigsten Vertretung der Zivilgesellschaft gegenüber staatlichen Stellen, kommt auf anderem Argumentationsweg auch zum Ergebnis, dass die Kirchen vielfältige und komplexe Organisationen sind:

Die Kirchen sind für mich keine monolithischen, sondern hochkomplexe Gebilde. Zur tragfähigen Einschätzung muss man Wissen über alle Schattierungen und Aufstellungen haben. In diesen großen Organisationsgefügen wird oft in einer hochdifferenzierten Weise miteinander umgegangen. Aber bei fundamentalistischen Bewegungen müssen wir sehr aufpassen. In den letzten Jahrzehnten hat sich vieles getan, und einiges ist da auch problematisch.<sup>7</sup>

Der folgende Argumentationsgang ist ein Dreischritt: Erstens hat sich die subjektive Einschätzung breiter Bevölkerungsschichten fast unabhängig von der objektiven Lage in Staat und Wirtschaft bis zur Demokratiegefährdung entwickelt. Erklärbar ist, dass der Rechtspopulismus nicht bloße Reaktion auf Griechenlandkrise, Eurogefährdung und Flüchtlingswelle ist, sondern tiefer liegende Gründe hat. Die diversen Klüfte werden beschrieben und analysiert.

---

des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD, für seine Bereitschaft, „sounding board“ zu sein und einige Projektmittel zu stellen.

<sup>4</sup> Den Diskurs bestimmen Funktionäre, Staatsbeamte und vereinzelt Politiker und Wissenschaftler.

<sup>5</sup> Die Interviews sind in Teil 2 ausführlich dargestellt.

<sup>6</sup> Interview des mit Holger Backhaus-Maul.

<sup>7</sup> Interview mit Ansgar Klein.

Es stellt sich also zweitens die Frage, wie diese Entwicklung abgefangen und möglichst umgedreht werden kann in eine Positivspirale wachsenden Vertrauens. Ausdruck nachlassenden Vertrauens zueinander und in die politische Führung ist das subjektive Gefühl des Heimatverlustes. Ich spreche von Entheimung und setze ihr Strategien der Beheimatung gegenüber. Dieser prozessuale Begriff von Heimat löst sich nicht völlig vom herkömmlichen Verständnis von Heimat, vor allem der Ortsbezogenheit, ergänzt aber dieses Verständnis um die Bedeutung sozialer Beziehungen, die den Grad der Beheimatung entscheidend bestimmen. Und hier kommt drittens die Kirche als ein spezieller Akteur der Zivilgesellschaft ins Spiel. Die Kirche beheimatet diejenigen, die sich zu ihr bekennen, aber wirkt auch durch sie weit in die Gesellschaft hinein. Die Empfehlung ist, dass man sich dies innerhalb der Kirche stärker als bislang verdeutlicht, um und dann diese Sicht systematisch und strategisch auszubauen. So kann die Kirche einen Beitrag zur Stabilisierung der Offenen Gesellschaft als zentralem Baustein unserer Demokratie leisten und gleichzeitig ihre Verankerung in der Gesellschaft vertiefen. Die Argumentation stellt die Tendenz infrage, aus Ressourcengründen die Präsenz vor Ort zurückzufahren, und stellt die Bedeutung kirchlichen Bürgerengagements heraus.

Ob religiös oder nicht, bürgerschaftliches Engagement ist für die Vertrauensbildung im Sozialraum von elementarer Bedeutung. Ist das bürgerschaftliche Engagement hoch, ist auch das Vertrauen zueinander hoch und umgekehrt. Diejenigen, die sich selbst als religiös und der Kirche verbunden bezeichnen, eine übrigens fast deckungsgleiche Gruppe, sind auch überwiegend diejenigen, die im Namen der Kirche Freiwilligenarbeit leisten. Sie arbeiten missionarisch durch ihr Tun. Leo Penta, amerikanischer Priester, Hochschullehrer in Berlin und wichtiger Treiber der Community Organizing-Bewegung in Deutschland, schreibt zur Mission:

Missionarisch kann heute nur noch heißen, dass man vorlebt. Man muss aber ein Publikum haben. Wenn man das vorlebt innerhalb einer frommen Gemeinde, wird das nicht gesehen. Wenn man das in einer Zivilgesellschaft vorlebt, ist das eine Form von missionarischem Tun.<sup>8</sup>

Wer sich vertraut, weiß: Vertrauen lohnt sich. Man bekommt zurück, was man investiert, direkt oder indirekt, sofort oder später. Da, wo Vertrauen regiert und nicht Misstrauen dominiert, sieht man leichter über Fehler und Schwächen anderer hinweg und kommt nach eigenen Rückschlägen und Lebenszäsuren besser wieder auf die Beine. Man fühlt sich gut ‚beheimatet‘ und das zahlt sich aus für den Einzelnen und die Gesellschaft.

---

<sup>8</sup> Leo Penta im persönlichen Gespräch.

## Das Thema Heimat ist angekommen.

Das Thema Heimat ist auch im kirchlichen Erörterungsraum angekommen. Im Einladungstext zu einer Tagung über ‚Streit um Heimat‘ in der evangelischen Akademie Tutzing war zu lesen:

Heimat meint den immer kulturell geprägten Raum der Vertrautheiten und Geborgenheiten, der emotionalen Bindung und Identifikation, der Anerkennung und Wertschätzung, der Selbstverständlichkeiten und Zuordnungen. Heimat meint die Kenntnis von Ort, Herkunft und Geschichte, die Erfahrung von Gemeinschaftlichkeit und meint zugleich auch eine Zukunftserwartung. Unterstellt man, dass alle Menschen das Bedürfnis nach Beheimatung haben, dann gibt es auch eine politische Verantwortung, dass möglichst vielen Menschen ihr Beheimatungsbedürfnis erfüllt werden kann.<sup>9</sup>

Im mit hochrangigen Referenten besetzten Programm gab es allerdings kein Referat zum Thema: „Heimat – Was ist die Aufgabe der Kirche?“

Genau darum soll es aber in diesem Text gehen. Die christlichen Kirchen sind in der pluralen Demokratie verankert. Sie sehen sich als deren Garanten. Nicht immer war das so. An Berliner Kirchen hängt auf Riesenbannern die Aussage „Rechtspopulismus schadet der Seele.“<sup>10</sup> Damit wird angezeigt: Die Kirche bleibt für das Seelenheil zuständig. Dieses wird im Diesseits als gefährdet angesehen, Einmischung ist daher Christenpflicht. Wird damit die Vorstellung, dass die Heimat im Jenseits zu suchen ist, aufgegeben?<sup>11</sup> Solange die Menschen Grund hatten (und an vielen Stellen der Welt immer noch haben), ihr irdisches Dasein als ein Leben im Jammertal zu verstehen, solange galt und gilt die Tröstung des Glaubens: Die Heimat ist im Himmel, das Leben auf der Erde ein Durchgangsstadium zum Besseren. Jedenfalls für den, der vor dem Jüngsten Gericht besteht, weil er es nach Gottes nicht entschlüsselbarem Maßstab verdient hat.

Was aber, wenn sich, mindestens in unseren Breiten, Glaubensgewissheiten wie die vom Jüngsten Gericht verfliegen? Dann verblasst auch die Höllenfurcht. Die Annahme, dass wir uns, die Toten und die Lebenden, dereinst wiedersehen, verkürzt sich auch für glaubenssuchende Christenmenschen auf die Hoffnungsdimension. Das Glaubensangebot, aber auch das Angebot der Institution Kirche, wird somit vor allem auf Diesseits-Tauglichkeit abgeklopft, individuell und kollektiv, ohne dass dieser Perspektivwechsel in einer Zeit gesteigerter Daseinsängste den weiten und demutsgeprägten christlichen Blick auf das menschliche Leben aufgibt. Oder doch? „Wer Kontrolle über sein Leben besitzt, ist zufrieden. Zwei Drittel

---

<sup>9</sup> Siehe <https://www.ev-akademie-tutzing.de/veranstaltung/streit-um-heimat/>.

<sup>10</sup> Kampagne des Kirchenkreises Berlin-Mitte mit verschiedenen Slogans, siehe <https://tut-der-seele-gut.info/>.

<sup>11</sup> Vgl. passend dazu Thomas Großbölting: Der verlorene Himmel. Glaube in Deutschland seit 1945. Lizenzausgabe Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2013, (Original Göttingen 2013).

der Deutschen sagen das von sich. Und fühlen es.“<sup>12</sup> Wer so empfindet, der braucht die Tröstung, auf die sich Margot Käßmann am Tiefpunkt ihres Lebens bezog, nicht: „Du kannst nicht tiefer fallen als in Gottes Hand.“<sup>13</sup>

Das Konzept einer offenen und dabei wehrhaften Demokratie mit den drei tragenden Säulen Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft ist Leitschnur unseres weltlich-westlich geprägten Zusammenlebens, dem sich unsere Kirchen nicht verschließen. Im Gegenteil: Am Beispiel des Selbstverständnisses der evangelischen Akademien heißt es auf der EKD-Homepage zum Protestantismus allgemein:

Zum Konzept eines weltoffenen, streitbaren, pluralistischen und seine öffentliche Verantwortung wahrnehmenden Protestantismus gehört die Arbeitsform, in der die evangelischen Akademien in Deutschland ihre Bildungsfunktion wahrnehmen.<sup>14</sup>

Weltoffen, streitbar, pluralistisch, seine öffentliche Verantwortung wahrnehmend – eine wahrhaft anspruchsvolle Vorgabe. Von der zuletzt breit geführten Debatte zur Haltung der Kirche zu Flüchtlingen und Rechtspopulismus ist der Weg nicht weit zur Frage, was die oben zitierte grundsätzliche Ausrichtung des Protestantismus für das Heimatsverständnis der Kirche bedeutet.

Möglich sind zwei gegenläufige Haltungen. Der Debatte um Heimat wird, von einigen Akademietagungen wie der zitierten abgesehen, lieber ausgewichen, um sich nicht in den Verdacht falscher Freunde zu bringen. Oder aber die Kirche nimmt sich offensiv des Themas an, um den Begriff nicht preiszugeben, sondern durch erweitertes Verständnis demokratiefest zu halten und auf diese Weise dem Auftrag an Kirche, neben anderen gesellschaftlichen Kräften zum gesellschaftlichen Zusammenhang einen konstruktiven Beitrag zu leisten, nachzukommen. Die Kirche kann so vom noch zu zögerlichen Akteur der Zivilgesellschaft zu einem entschiedenen werden<sup>15</sup> und die Traditionslinie Staat-Kirche, die gerade in der evangelischen Kirche lang und tief ist, verblassen lassen. Gleichzeitig bietet sich der Kirche die Chance, den in ihr noch üblichen Begriff „Ehrenamt“ abzustreifen. Ehrenamt als Begriff wirkt verstaubt und gremienbezogen. Das Verstaubte ist nicht das Problem, der Gremienbezug aber schon. Denn die Besetzung von Positionen der Zivilgesellschaft, die Verbindlichkeit bedingen, ist insgesamt schwieriger geworden, so dass man von einer Spaltung zivilgesellschaftlichen Engagements sprechen muss. Organisationen, die auf das Engagement ihrer Mitglieder angewiesen sind (in der Kirche sind prinzipiell alle Gläubigen gleich), müssen sich

---

<sup>12</sup> Rudi Novotny: Die sonderbare Gelassenheit der Deutschen, Zufrieden und unbeeindruckt von den Stürmen der Zeit, so zeigen sich die Menschen in Deutschland in der neuen Vermächtnis-Studie. Doch die Idylle trügt, In: DIE ZEIT vom 9. Mai 2019, S. 69.

<sup>13</sup> Aus Margot Käßmanns Rücktrittserklärung vom 24. Februar 2010, zitiert nach <https://www.sueddeutsche.de/politik/kaessmanns-erklaerung-du-kannst-nie-tiefer-fallen-als-in-gottes-hand-1.24886>.

<sup>14</sup> [https://archiv.ekd.de/studium\\_bildung/erwachsenenbildung/akademien.html](https://archiv.ekd.de/studium_bildung/erwachsenenbildung/akademien.html).

<sup>15</sup> Gerhard Wegner: Wirksame Kirche, Sozio-theologische Studien. Leipzig 2019, S.109 mit Verweis auf die Diskussion um die fünfte Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung.

zu dieser Entwicklung etwas einfallen lassen. Die Kirche hat zu viele Gremien. Die Ressourcen könnten besser in kirchlich-bürgerschaftlichem Engagement eingesetzt werden. Ich komme darauf zurück.

### **Von der Anstalt zum Akteur**

Im Folgenden werde ich Argumente vorbringen, die die Kirche unterstützen sollen, den Weg „Von der Anstalt zum Akteur“<sup>16</sup> mit mehr Nachdruck fortzusetzen. Ich meine nämlich, dass die Kirche sich stärker mit den gesellschaftlichen Bruchlinien und Spannungsverhältnissen beschäftigen sollte, die die Demokratie bis zur Fragilität treffen.<sup>17</sup> Nicht im Sinne einer einseitigen Parteinahme, denn an solchen Parteinahmen fehlt es nicht. Die Chance der Kirche liegt vielmehr im Dialog über die Bruchlinien hinweg und in der Advokatschaft zur Veränderung der Rahmenbedingungen. Hier ist die Zivilgesellschaft insgesamt und die Kirche als einer ihrer mindestens potenziell wichtigsten Akteure<sup>18</sup> gefordert. Der Kirchenbeitrag soll den Absender nicht unkenntlich machen. Es geht um einen eigenständigen, aber eingepassten Beitrag. Der Kirche mangelt es dazu an Instrumenten und Willensbekundungen nicht. Zur Gewohnheit aber fehlt ein beträchtliches Stück.

### **Welches Heimatverständnis ist tauglich?**

Die Frage, ob der Heimatbegriff nicht jegliches, auch kirchliches Engagement einengt und den Fokus zu sehr auf Themen lenkt, die gemessen an den Weltproblemen eher zweitrangig sind, ist berechtigt, wenn ein zu enges Begriffsverständnis angelegt wird. Man kann sich dem Begriff „Heimat“ auf drei Wegen nähern: sozial, emotional und territorial-kulturell.<sup>19</sup> Im ersten Fall geht es um Beziehungen, im zweiten um Gefühle und Sinne und im dritten um Räume und Identität. Heimat, dieser besondere deutsche Begriff, umfasst sicher mehr als das eigene Heim. Und was ist die weiteste Sicht? „Heimat Erde“ meint in den Worten von Papst Franziskus einen Imperativ, sich um die Ärmsten zu kümmern und beschreibt die Tatsache, dass jegliches Handeln, auch das zivilgesellschaftliche, unter der Frage stehen sollte, ob es einen wenn auch noch so kleinen Beitrag zum Überleben der Erde und aller seiner Bewohner liefert.<sup>20</sup> Tun wir dies nicht, haben wir keine Zukunft.

---

<sup>16</sup> So auch Rupert Graf Strachwitz in ders., (ed.): *Religious Communities and Civil Society in Europe*. Berlin/Boston: De Gruyter vol. 1: 2019, vol. 2: 2020 (i.E.)

<sup>17</sup> Vgl. Gerhard Wegner: *Die soziale Relevanz religiöser Kommunikation*, Vortrag 10.5.2019, Ms. 15, S.1.

<sup>18</sup> Ich argumentiere aus evangelischer Sicht, aber die katholische Kirche und ihre Organisationen, vor allem die Caritas, sind ebenso gefordert.

<sup>19</sup> So auch Jacob Steinwede: *Verbindend, nicht trennend, Was die Deutschen unter Heimat verstehen*, in: *DIE ZEIT* vom 16.5.2019, S. 66.

<sup>20</sup> Papst Franziskus: *Laudato si. Über die Sorge für das gemeinsame Haus*. Stuttgart 2015.

Die nächstkleinere Heimat für uns ist die „Heimat Europa“. Wir sind es, die in besonderer Weise von den Zuwächsen an Wissen und Wohlstand in den beiden letzten Jahrhunderten profitiert haben, allerdings unter extremer Nutzung der Welt-Ressourcen. Wir in Europa haben im Zusammenleben, unterbrochen von schrecklichen Katastrophen und Verbrechen, einen Grad an Zivilität erreicht, den wir nicht verlieren möchten, auch wenn wir unseren Wohlstand zurückfahren müssten. Das ist unser europäisches Vermächtnis im weltweiten Machtwechsel, den wir gerade erleben, hin zu China, Asien insgesamt, allen US-amerikanischen Widerständen zum Trotz.

Die „Heimat Deutschland“ ist in dieser Hierarchie nur ein Unterfall, ein Ein-Prozent-Gewicht, gemessen an der Weltbevölkerung in naher Zukunft. Zuletzt sind wir in unserer Ortsheimat, umgeben von Rathaus, lokalen Medien, ansässigen Unternehmen, bürgerschaftlichen Strukturen und Kirchtürmen, Synagogen und Moscheen.

### **Innerer Rückzug oder kleine Schritte**

Es gibt auf die kritische Lage von Mutter oder Schwester Erde<sup>21</sup> zwei Reaktionsmöglichkeiten: Resignation, manchmal esoterisch auch als ‚Achtsamkeit‘ im Angebot, oder die fordernde Strategie der kleinen Schritte in die richtige Richtung. Ernst Blochs wunderbare Zeile „Hoffnung ist ins Gelingen verliebt“<sup>22</sup>, wirbt für den zweiten Weg. Jede und jeder, ob Person oder Institution, weiß um ihre geringen Wirkungsmöglichkeiten, gemessen an der großen Herausforderung. Selbst wenn sich viele aufmachen und das Richtige tun, ist nicht gesagt, ob dies reicht. Es ist wohl nicht zu dramatisch formuliert, wenn man von einem Wettlauf zwischen Untergang und Rettung spricht, in dem wir schon jetzt alle stecken.<sup>23</sup> Die Formulierung „Nach uns die Sintflut“ ist auch deswegen zurückzuweisen, weil den Älteren die Möglichkeit verbaut werden sollte, sich aus ihrer Verantwortung zu stellen und weiter ihr „happy life“ zu leben, unterbrochen nur von gelegentlichen Ablasshandlungen. Gerade wir Älteren, als Generation unter der Glückshaube geboren, sind zur Rückzahlung verpflichtet, und zwar zu einer größeren. Die Forderung nach einem verpflichtenden Zivildienstjahr für alle Generationen wäre eine bescheidene Antwort auf die brennenden Fragen,<sup>24</sup> aber noch regieren Beschönigen und Vertrösten.

---

<sup>21</sup> Der Papst benutzt beide Bezeichnungen.

<sup>22</sup> „Ins Gelingen verliebt“ ist von Ernst Bloch. Sein Buchtitel „Prinzip Hoffnung“ könnte den in meinem Buchtitel verwendeten Satz gefügt haben.

<sup>23</sup> Einen Wettlauf zwischen Empathie und anbahnender Klimakatastrophe sieht auch Jeremy Rifkin: Die emphatische Zivilisation. Wege zu einem globalen Bewusstsein. Frankfurt, New York: 2010, S. 424.

<sup>24</sup> Einer der wenigen Journalisten, die sich in einem Kommentar ohne Wenn und Aber für eine allgemeine Dienstpflicht ausgesprochen haben, ist Friedrich Roeingh, Chefredakteur der Allgemeinen Zeitung Mainz. Sein Kommentar „Bereicherung“ erschien am 17.11.2018.

Braucht es zu einer Veränderung größerer Art tatsächlich immer erst große, ja gewaltige Krisen? Gewinnt man mit einer strammen Abverlangungsstrategie keine Wahlen? Bewegen sich Menschen eher, wenn sie sich auf ganz festem Boden, also beheimatet, fühlen? Die Beobachtung kann man schon machen – man nehme nur die Wahlerfolgsverteilung der AfD in den Regionen –, dass, wer sich in seiner eigenen Heimat zunehmend entheimatet fühlt, sich in seiner Suche nach Sicherheit und Ruhe am Bestehenden besonders hartnäckig festkrallt und alles ablehnt, was nicht ins schmale Weltbild passt. Klimawandel beispielsweise wird als Lüge zurückgewiesen. Das Ergebnis lässt sich nicht übersehen: Die einen halten fest, die anderen zerren und die gesellschaftliche Bruchlinien werden so breiter, der Konsens zu zivilisatorischem Verhalten nimmt ab und die Möglichkeiten zu weltverantwortlichem Handeln schwinden. Das Vertrauen in die Institutionen wird so von allen Seiten, willentlich oder unwillentlich, zerbröseln. Propheten des Untergangs finden Gehör. Sie liefern einfache Erklärungen für komplizierte Sachverhalte. Bei ihnen gibt es keine Entscheidungsalternativen, sondern Zuspitzungen auf ‚Wir‘- und ‚Ihr‘-Positionen, um so ihren Einfluss auszudehnen. Was tun? Man muss sich nicht auf Jesus beziehen, auf seine Botschaft, um in dieser Situation die Hoffnung zu bewahren, die zu richtigem Handeln drängt.<sup>25</sup> Das solidarische Handeln, um das es angesichts der ökologischen und sozialen Herausforderungen geht, kann aber auch überzeugend christlich begründet werden. Das ist die Chance der Kirche in der Gesellschaft. Hat sie das erkannt?

## **1.2. Die dritte Arena ist die Zivilgesellschaft**

Kirchliches Engagement, das ins Quartier strahlt, ist alles andere als neu. Gibt es Unterschiede zu den 70er und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts? Damals ging es um partei-lich aktivierende Organisation, heute um sozialräumlich orientierte Stadtplanung.<sup>26</sup> Das Ziel der neuen Hinwendung zum Sozialraum ist die Stärkung von Lebensqualität, genauer des bürgerschaftlich-selbstbewussten gesellschaftlichen Zusammenhalts.<sup>27</sup> Diesem Ziel zur Seite steht ein Bürgerwunsch, den Klaus Dörners Buchtitel „Leben und Sterben, wo ich hingehöre“ auf den Begriff brachte.<sup>28</sup> Dörner dachte bei Erscheinen des Buches vor mehr als einem Jahrzehnt weniger an die Verdrängung durch für die Altbewohner unbezahlbar werdende Mieten als vielmehr an die übliche Verbringung alt und krank werdender Menschen in Heime und Krankenhäuser. Die Möglichkeiten zum Verbleib in den eigenen vier Wänden haben sich mit dem Anstieg ambulanter Betreuungs- und Pflegeangebote bis hin zur ambulanten

---

<sup>25</sup> Eine säkular fundierte Argumentationskette findet sich bei Heinz Bude: Solidarität. Die Zukunft einer großen Idee. München 2019.

<sup>26</sup> Wegner 2019, S. 295.

<sup>27</sup> Ebd. S. 307.

<sup>28</sup> Klaus Dörner: Leben und Sterben, wo ich hingehöre. Dritter Sozialraum und neues Hilfesystem. Neumünster 2007; siehe auch vom selben Autor: Helfensbedürftig – Heimfrei ins Dienstleistungsjahrhundert. Neumünster 2012.

Schmerzbehandlung und Sterbebegleitung verbessert. Da aber Familien und Staat als unterstützende Instanzen schwächer werden, ist noch mehr diakonisches Engagement in der Nachbarschaft gefordert. Nichtkirchliche Kreise bevorzugen den Begriff „solidarisches“ Engagement. Haupt- und Ehrenamtliche sollen im Quartier zu einem neuen Mix finden. Dies kann, wie Beispiele zeigen, umso besser gelingen, je besser das nachbarschaftliche Klima im Quartier ist.<sup>29</sup>

### **Das Konzept einer Bürger- und Zivilgesellschaft**

Das Konzept einer Bürger- und Zivilgesellschaft übersteigt räumlich und inhaltlich Klaus Dörners Ansatz einer (re-)vitalisierten Nachbarschaft mit „neuem Hilfesystem“. Die Zivilgesellschaft hat eine eigene Handlungslogik, da sie überwiegend durch freiwilliges und kostenloses Geben von Zeit und Kompetenz charakterisiert ist und somit eine dritte Arena neben Staat und Wirtschaft darstellt.<sup>30</sup> Befürworter einer stärkeren Bürger- und Zivilgesellschaft setzen darauf, dass Bürgerengagement einzelne Institutionen und in der Summe die Gesellschaft lebenswerter macht.<sup>31</sup>

Sowohl die Leerstände in den öffentlichen Kassen und der Blick auf den demografischen Wandel bringen die Verantwortlichen in Staat und Wirtschaft dazu, Zivilgesellschaft höher wertzuschätzen und sie deshalb besser ausstatten zu wollen. Der Bürger soll dazu angestiftet werden, durch vermehrten Einsatz von Zeit und Geld „den Betrieb aufrecht zu erhalten“, wie es dann zumeist heißt. Also Bürgerengagement zum Abfedern staatlicher Schließungen von öffentlichen Büchereien, Schwimmbädern, Theatern, Brunnen etc.? Was Vertreter der Zivilgesellschaft auch als Chance sehen, wird in der Bevölkerung zu einem Drittel entschieden abgelehnt.<sup>32</sup> Sie lehnt ihre Inpflichtnahme parallel zum Arbeitsleben und darüber hinaus ab. Der Staat schwächelt, der Bürger soll die Lücken füllen, statt Geld gibt es schöne Worte – das ist die Befürchtung.

Kritiker sehen sich durch staatliches Agieren, das zwischen dreist und ungeschickt changiert, bestätigt. So dreht die Mainzer Umweltdezernentin, eine Politikerin der Grünen, allen öffentlichen Brunnen von einem Tag auf den anderen den Hahn zu und fordert die Bürger auf, Wassergeld zu spenden, wenn ihnen an ihren Brunnen liege. Das Berliner Grünflächenamt

---

<sup>29</sup> Ein interessantes Beispiel sind die Öcher Frönnde auch Aachen, auf die ich im zweiten Teil im Interview mit der Gründerin Monika Lang eingehen werde.

<sup>30</sup> Vgl. dazu ausführlich Rupert Graf Strachwitz: Achtung vor dem Bürger. Freiburg 2014.

<sup>31</sup> Roland Roth: Bürgermacht. Eine Streitschrift für mehr Partizipation. Hamburg 2011; Serge Embacher: Baustelle Demokratie. Hamburg 2012; Roland Krüger, Loring Sittler: Wir brauchen Euch! Wie sich die Generation 50 Plus engagieren und verwirklichen kann. Hamburg 2011.

<sup>32</sup> Dies unterstreicht die von der Körper-Stiftung in Auftrag gegebene qualitative Studie „Alter: Leben und Arbeit“ von nextpractice, Peter Kruse, Bremen. Vergl. <http://www.koerber-stiftung.de/gesellschaft/schwerpunkt-alter-neu-erfinden/medien-downloads/studie-alter-leben-und-arbeit-nextpractice.html>  
[https://www.nextpractice.de/files/PDF/Dokumentation\\_Studie\\_LAN-Konferenz\\_Feb2013](https://www.nextpractice.de/files/PDF/Dokumentation_Studie_LAN-Konferenz_Feb2013).

reißt Bürgern, die freiwillig Grünstreifen zur Pflege übernommen haben, die kleinen Schutz-  
zäune ein, die gegen die Zerstörung errichtet wurden, und möchte zudem vorschreiben, was  
gepflanzt werden darf und was nicht. Klar, dass bei solchen Vorfällen auch dem willigsten  
Bürger der Kamm schwillt.<sup>33</sup> Auch wer die kritische Position in Reinform nicht teilt, sieht die  
Gefahr der Instrumentalisierung und Überforderung engagierter Bürger. Man kann dem ein-  
zelnen Bürger und seinen Institutionen nicht alles aufbürden.

Auch birgt bürgerschaftliches Engagement die paradoxe Gefahr, Veränderungen im staatli-  
chen Apparat hin zu mehr Bürgerfreundlichkeit und schnellerem Handeln zu konterkarieren:  
Der Bürger plagt sich, der Staatsbeschäftigte macht weiter seinen Stiefel. Aus Freiwilligkeit  
der Bürger wird staatliche Forderung:

Der Staat, die Zivilgesellschaft, aber auch jeder einzelne von uns ist gefordert, den Wand-  
lungsprozess mit zu gestalten, damit für alle gesellschaftlichen Gruppen ein friedliches Mitei-  
nander garantiert werden kann.<sup>34</sup>

So steht es auf der Webseite des Bundesministeriums des Innern, für Bau und Heimat. Da-  
mit sieht sich der Staat in veränderter Rolle, er wandelt sich vom allzuständigen Gewährlei-  
stungsstaat zum gesellschaftlichen Akteur unter mehreren.<sup>35</sup> Der Staat soll nicht mehr alles  
selbst machen, denn das macht Bürgerselbstverantwortung und Bürgerhandeln obsolet. An-  
dererseits soll er sich aber auch nicht völlig zurückziehen und das bisherige Zuständigkeits-  
feld dem freien Spiel der Zivilgesellschaft überlassen. Denn die ist aus eigener Kraft zu  
schwach und zu unzuverlässig. Mit der Veränderung der Zivilgesellschaft hin zu einer stärker  
die Verhältnisse mitformenden Kraft ändert sich die Rolle des Staates; es ist eine Gratwan-  
derung zwischen zu viel und zu wenig. Diskutiert wird, ob sich der Wohlfahrtsstaat zum akti-  
vierenden Staat oder gar zur ‚Wohlfahrtsgesellschaft‘<sup>36</sup> entwickeln sollte.<sup>37</sup> Der Staat soll  
zivilgesellschaftliche Aufbrüche nicht durch sein Handeln ersticken. Soll er die Zivilgesell-  
schaft als Ko-Produzent fördern oder ihr durch strukturelle Förderungen zur weitgehend  
freien Verwendung zu stärkerer Eigenständigkeit verhelfen?

Von dieser dritten Variante ist die Praxis, wie die Beispiele aus Berlin und Mainz zeigten,  
weit entfernt. Staatliche Instanzen fühlen sich vielmehr aufgerufen, zivilgesellschaftliche Akti-  
visten und Aktionen zu beurteilen und über die Gemeinnützigkeitsverordnung zu lenken, wie  
zuletzt geschehen, als Attac und die Deutsche Umwelthilfe ihre Gemeinnützigkeit verloren.

---

<sup>33</sup> Vgl., ausführlicher dazu und mit Verweisen, mein Buch „Neustart mit 60“, Wiesbaden 2018 (2. Aufl.).

<sup>34</sup> <http://www.zusammenhalt-durch-teilhabe.de/ueberuns/144234/themenseite-heimat>.

<sup>35</sup> Vgl. Rupert Graf Strachwitz: Heimat – Ein Begriff im Wandel, in: Rotary Magazin 2/2019, S. 63.  
<https://rotary.de/gesellschaft/ein-begriff-im-wandel-a-13719.html>

<sup>36</sup> Der Begriff wird von Ansgar Klein in seinem Artikel Grundlagen und Perspektiven guter Engagementpolitik, in:  
APuZ Nr.14/15/2015 vom 30.3.2015 S. 12 benutzt. Er weist im Zusammenhang mit der seiner Meinung nach  
berechtigten Kritik an der Instrumentalisierung des Engagements auf die notwendige Fortentwicklung des Be-  
griffsverständnisses um die Dimension der Schaffung öffentlicher Güter hin.

<sup>37</sup> Engagement sei gesellschaftspolitisch ein Nischenthema geblieben, klagen M. Alberg-Seberich, H. Backhaus-  
Maul, S. Nährlich, A. Rickert, R. Speth: Über die Zukunft von Engagement und Engagementpolitik, in: ebd., S. 16.

Sind Staatsvertreter (meist gleichzeitig Parteienvertreter) wirklich berufen, zwischen konstruktivem und schädigendem Bürgerengagement zu unterscheiden und über die Definitionszuständigkeit der Grenzziehung zu entscheiden? Ein weiteres Beispiel ist Stuttgart 21. Christian Wulff forderte damals: Der Bürger soll doch bitteschön vom Wut- zum Mut-Bürger werden.<sup>38</sup> Bürgerengagement als solidaritätsstiftende und gemeinschaftsbildende Kraft in einer sich immer stärker ausdifferenzierenden Gesellschaft? „Ja, gern.“ Freiwillige, selbstermächtigte und selbstorganisierte Gemeinschaften, die gesellschaftlichen Wandel definieren und organisieren? „Eher nein.“

Es stehen also zwei Behauptungen gegeneinander: „Erstarkende Bürger- und Zivilgesellschaft stützt und stärkt die repräsentative Demokratie“ versus „Erstarkende Bürger- und Zivilgesellschaft untergräbt die repräsentative Demokratie.“ Mit Blick auf Bürgerbewegungen, die sich nur mit Anstrengung oder gar nicht unter das Dach von Grundgesetz und Gemeinwohl einordnen lassen, wissen allerdings auch Befürworter der Zivilgesellschaft, dass die Entscheidung zwischen beiden Behauptungen ohne Differenzierung nicht auskommt.

### **Zivilgesellschaft also zwischen Hoffnung und Befürchtung**

Was sagt der empirische Befund? Wieviel kann bürgerschaftliches Engagement vor Ort leisten? Gleich zwei Kommissionen, beauftragt vom Bundesfamilienministerium, arbeiteten parallel an dieser Fragestellung: Der siebte Altenbericht zum Thema „Sorge und Mitverantwortung in der Kommune – Aufbau und Sicherung zukunftsfähiger Gemeinschaften“ und der zweite Engagementbericht zum Thema „Demographischer Wandel und bürgerschaftliches Engagement: der Beitrag des Engagements zur lokalen Entwicklung“.<sup>39</sup> Untersuchungen zeigen sowohl einen engen Zusammenhang zwischen Bürgerengagement und optimistischer Einstellung zur Zukunft einer Kommune als auch einen gegenläufigen negativen Zusammenhang in von den Rahmenbedingungen her vergleichbaren Kommunen.<sup>40</sup> Kein oder wenig Bürgerengagement und eine pessimistische Einschätzung der Zukunftschancen dieser Gemeinden sind bei den Verantwortlichen miteinander verbunden.

Die Erkenntnis, dass der Staat nicht mehr alles bezahlen kann wie noch in den langen Jahren der wirtschaftlichen Wohlstandsmehrung (die in etwa, mit abschwellender Tendenz, die

---

<sup>38</sup> So der damalige Bundespräsident in einer Rede vom 25.2.2011 <http://www.kas.de/wf/de/33.22019/>.

<sup>39</sup> Abrufbar über die Homepage des BMFSJ <https://www.bmfsfj.de/bmfsfj/service/publikationen/siebter-altenbericht/120148> und <https://www.bmfsfj.de/blob/115624/d6da5ce2163c59600f48a7a5d360a3b2/2-engagementbericht-und-stellungnahme-br-data.pdf>.

<sup>40</sup> Vgl. die Studie des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung: Die Zukunft der Dörfer. Zwischen Stabilität und demografischem Niedergang, [https://www.berlin-institut.org/fileadmin/user\\_upload/Doerfer\\_2011/Die\\_Zukunft\\_der\\_Doerfer\\_Webversion.pdf](https://www.berlin-institut.org/fileadmin/user_upload/Doerfer_2011/Die_Zukunft_der_Doerfer_Webversion.pdf). Zu einem ähnlichen Befund kam die erwähnte Studie der Herbert-Quandt-Stiftung.

„Bonner Jahre“ umfasste) und dass somit das Einklagen staatlicher Hilfen weitgehend aussichtslos ist, bringt Bürger zunehmend zu der Überzeugung: Wenn wir es nicht selber in die Hand nehmen, passiert hier gar nichts mehr. Die vom Berliner Städtebauministerium geförderte ökumenische Aktion „Kirche findet Stadt“<sup>41</sup> zeigt, dass sich in beiden Kirchen Kräfte regen, die Anschluss an diese Debatte suchen.<sup>42</sup> Ich denke, Kirche und Gesellschaft profitieren beide, wenn erstere sich als Akteur der lokalen Zivilgesellschaft versteht. Hier wäre noch Überzeugungsarbeit in den kirchlichen Raum hinein zu leisten. Auch müsste der Nutzen für kirchliche Akteure und Kirchengemeinden unzweifelhaft sein; hier ist die Kirchenleitung gefordert, an den Rahmenbedingungen zu arbeiten. Angesichts der Bruchlinien und Spannungsverhältnisse in der Gesellschaft sollten sich haupt- und ehrenamtliche kirchliche Akteure durch ihren glaubensgestärkten Optimismus auszeichnen, getreu der Devise: *„Stellen Sie sich vor, in der Zukunft würde alles immer besser werden.“*<sup>43</sup>

## **2. Die Gesellschaft. Alarmierendes Rumoren unterm Mainstream**

### **2.1. Schlaglichter**

Hierzulande findet der öffentliche Diskurs in einem Klima der Gereiztheit statt, meinen viele Beobachter, so auch der Kasseler Soziologe Heinz Bude:

Man kann den Eindruck gewinnen, wir leben in einer Gesellschaft, die von Bedrohtheitsfragen, von Verdrängungsängsten, von Geltungsverlusten und von Verteidigungszuständen bestimmt ist. Die einen verteidigen ihre Gefühle, ihre Auffassung von Welt gegen die anderen. Und es ist außerordentlich schwierig, eine irgendwie geartete Übereinkunft zu finden.<sup>44</sup>

---

<sup>41</sup> Mehr dazu bei <http://www.kirche-findet-stadt.de/>.

<sup>42</sup> Für die evangelische Position exemplarisch Martin Horstmann, Elke Neuhausen: Mutig mittendrin. Gemeinwendiafonie in Deutschland. Eine Studie des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD. Berlin 2010 sowie Martin Horstmann, Heike Park: Gott im Gemeinwesen. Sozialkapitalbildung in Kirchengemeinden. Berlin 2014. Den Blick auf größere regionale Zusammenhänge lenkt auftragsgemäß das EKD-Zentrum für Mission in der Region (ZMiR). Christian Ebert, Hans-Hermann Pompe (Hrsg.): Handbuch Kirche und Regionalentwicklung. Leipzig 2014.

<sup>43</sup> So der erste Satz von Matthias Horx: Anleitung zum Zukunftsoptimismus. Warum die Welt nicht schlechter wird. München 2009.

<sup>44</sup> Heinz Bude in seinem Vortrag „Die Macht von Strömungen — Misstrauen, Gereiztheit und Willkommenskultur“ beim Deutschen Engagementtag 2016 Berlin. Die Dokumentation der Vorträge des Tages ist online verfügbar unter [https://www.bfd-integriert.de/wp-content/uploads/Dokumentation\\_Deutscher\\_EngagementTag.pdf](https://www.bfd-integriert.de/wp-content/uploads/Dokumentation_Deutscher_EngagementTag.pdf).

Wie könnte diese „irgendwie geartete Übereinkunft“ aussehen? Soll man von einer Konsensgesellschaft oder gar, wie in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, von einer „formierten Gesellschaft“ träumen?<sup>45</sup> Sicher nicht. Kontroverse und Vielfalt sollen und können nicht weggebeamt werden, als gäbe es nur eine Wirklichkeit, der alle zustimmen müssten. Aber wie ist es mit der Metapher vom Mainstream, den es zu stärken gelte? Die Journalistin Charlotte Parnack analysiert das Bild vom Hauptstrom:

Aber Mainstream? Schon das Wort zeigt doch, dass es um eine fluide Gestalt geht: einen Strom voller Strudel und Strömungen, in dessen Grenzen Meinungen, Urteile und Standpunkte verhandelt und verortet werden. Und wie breit er ist und wie weit er sich vom linken bis zum rechten Ufer ausdehnt, das ist offen und veränderbar. Ein Strom ist etwas Lebendiges.<sup>46</sup>

Vielleicht ist es im Mainstream mittlerweile zu eng geworden und die Bemühungen um politische Korrektheit, die von der Bevölkerung als lähmend und beeinträchtigend empfunden werden, verengen immer weiter, wo doch das Gegenteil richtiger wäre: die Verbreiterung an beiden Rändern.

An der Kultur- und Wissenschaftspraxis lässt sich die Freiheit des Diskursraums, den sich eine Gesellschaft schafft oder einengt, am besten ablesen. Dazu ein Beispiel, bei dem zu diskutieren ist, ob es sich um einen Ausreißer handelt oder, wie ich befürchte, um eine aufkeimende neue Realität:

2019 hat Angela Merkel nach neuen Erkenntnissen zur Geisteshaltung Emil Nolde während der Nazizeit beschlossen, die Bilder des Malers aus dem Kanzleramt zu entfernen. „Damit kommt sie der neuen Sehnsucht nach einer besenreinen Kunst entgegen“<sup>47</sup>, kommentierte dies Florian Illies, der warnt, dass, wenn der moralische Anspruch zum Ersatz für eine politische Haltung werde, der genehmigungsfähige Kanon der Kulturgeschichte immer kleiner wird. Und die Lage an den Hochschulen im gleichen Kontext? Wir lesen die Warnung, dass die freie Wissenschaft durch Diskursverbote in Gefahr in Gefahr sei.<sup>48</sup> Die eigene Moralvorstellung wird absolut gesetzt. Wer mit moralischem Furor predigt, will keinen Dialog. Wer einfach zurückbrüllt, ebenso wenig. Es droht also Verengung, wo Weitung angezeigt wäre. Das Gegenüber ist kein Gesprächspartner mehr, sondern bestenfalls ein Zuhörer, oft bloß eine Projektionsfläche. Sprechen und Sprachlosigkeit hängen auf paradoxe Weise zusammen. Ijoma Mangold schreibt dazu in seiner Autobiographie als Sohn eines Nigerianers und einer Deutschen, dass er oft nach seiner Meinung gefragt werde, wenn es um Rassismus und kulturelle Vorurteile geht. Er erlebt dann,

---

<sup>45</sup> Den Begriff prägte Rüdiger Altmann, Carl Schmitt-Schüler und Assistent von Wolfgang Abendroth. Er war Berater Ludwig Erhards.

<sup>46</sup> Charlotte Parnack: Man darf doch alles sagen. In: DIE ZEIT vom 21.3. 2019, S. 56.

<sup>47</sup> Aus dem Untertitel von Florian Illies: Die falsche Deutschstunde, in DIE ZEIT vom 11.4.2019, S.41, in der Illies den Zusammenhang zwischen der Bildauswechslung von zwei Noldegemälden im Büro der Kanzlerin mit Enthüllungen zum Antisemiten Nolde sieht. Die nachfolgenden Zitate sind dem Beitrag entnommen.

<sup>48</sup> Etwa bei Manuel J. Hartung: Streiten bildet, in: DIE ZEIT vom 17.4.2019, S. 1.

dass meine Worte nicht als meine Einschätzung, sondern als Tatsache wahrgenommen wurden. Es gab eine kommunikative Asymmetrie: Niemand widersprach mir, (das kam sonst nie vor) denn schließlich konnte man sich als Deutscher gar nicht vorstellen, wie sich das anfühlt, rassistischer Behelligung ausgesetzt zu sein. Ich hatte offenbar einen privilegierten Wahrheitszugang. Eine Diskurslage, in der die eine Seite bindend darüber entscheiden kann, was geltende Empirie ist, ist verkorkst.<sup>49</sup>

## Politische Korrektheit à la USA

Das, was hier kritisch angesprochen wird, ist in den USA schon deutlich weiter fortgeschritten. Bei einer Tagung im März 2019 berichtete mir Daniel Diermeier, Provost (Vizekanzler) an der Universität von Chicago, von einer neuen politischen Studentengeneration, die alles, was an der Universität bedacht und diskutiert werden könnte, über den Leisten von Geschlecht und Rasse schlägt und entschlossen ist, alle diejenigen, die nicht in diesen Rahmen passen, chancenlos zu lassen. Andersdenkende würden nicht mehr zum Diskurs gebeten. Wollten sie sich dennoch beteiligen, würden sie daran gehindert. Diermeier zog eine Parallele zum Kommunismus. Wer von Geburt an in der falschen Klasse geboren sei, könne als nützlicher Idiot ein bisschen mitmachen, letztlich aber sei er ohne Legitimität. So verhalte es sich nun bei Geschlecht und Rasse. Alte weiße Männer seien out. Diese Anti-Bewegung habe bereits Breschen in die Professorenschaft geschlagen. Es werde sich vielfach abgeduckt, alles hingenommen, im Zweifelsfall unterlassen und mit Toleranzverweisen legitimiert.

Diermeier sagte voraus, dass diese Bewegung auch in Deutschland an Bedeutung zunehmen werde. Hier gibt es in der Tat Alarmzeichen. Der Versuch, Hochschullehrer an der Lehre zu hindern, ist in der Geschichte immer wieder festzustellen. Es sind Extremisten von links und rechts, neuerdings auch islamistische Gruppen, die so handeln. In Berlin sind an der Humboldt-Universität sind es z.B. der Politologe Herfried Münkler und der Historiker Jörg Baberowski, in Frankfurt die Islamwissenschaftlerin Susanne Schröder. Aber sie stellen sicher nur die Spitze des Eisbergs dar. Ein weiteres bezeichnendes Beispiel ist die Auseinandersetzung um ein Gedicht des Schweizer Lyrikers Eugen Gomringer, das eine Wand der Berliner Alice-Salomon-Hochschule zierte. Es wurde übermalt. Vorwurf: „Sexistisch“. Das Gedicht „Avenidas“ ist spanisch und lautet in seiner Essenz: "Allein und Blumen und Frauen und ein Bewunderer."<sup>50</sup> Nicht jede und jeder begreift (so wie der hochbetagte Dichter selbst), was an diesem Gedicht so problematisch ist, dass es nicht toleriert werden kann. Hier die Begründung von Studierenden:

Dieses Gedicht reproduziert nicht nur eine klassische patriarchale Kunsttradition, in der Frauen ausschließlich die schönen Musen sind, die männliche Künstler zu kreativen Taten inspirie-

---

<sup>49</sup> Ijoma Mangold: Das deutsche Krokodil. Reinbek bei Hamburg 2017, S. 272-273.

<sup>50</sup> "Allein / Allein und Blumen / Blumen / Blumen und Frauen / Allein / Allein und Frauen / Allein und Blumen und Frauen und ein Bewunderer".

ren. Es erinnert zudem unangenehm an sexuelle Belästigung, der Frauen alltäglich ausgesetzt sind.<sup>51</sup>

Ein neues Gedicht, das den Korrektheitsanforderungen gerecht wird, ist bereits gefunden.<sup>52</sup>

Das alles, die großen und die kleinen Aufgeregtheiten und Aggressionen im Namen des Guten, schmälert den Mainstream. Meine Forderung im Namen pluraler Demokratie lautet: Es muss Schluss sein mit der Stigmatisierung von Menschen, die zu Themen, die als zentral gelten, anderer Auffassung sind. Eine solche Stigmatisierung „unterstützt den billigen Trick, sich demonstrativ selbst außerhalb des Mainstreams zu positionieren – und dann rumzuheulen, nicht Mainstream zu sein.“<sup>53</sup>

## 2.2. Bruchlinien und Klüfte

In der Gesellschaft wird vielfach über Aggression, soziale Kälte und Unverträglichkeiten geklagt, die das Leben schwer machen. Und es wird gefragt, warum diese negativen Erscheinungen so zunehmen. Man kann dabei zwischen alten und neuen Bruchlinien unterscheiden, die die Gesellschaft durchschneiden. Gewissermaßen klassische Bruchlinien verlaufen zwischen reich und arm, gebildet und ungebildet, chancenlos und chancenreich, arbeitslos und berufstätig zwischen gesund und krank, Stadt und Land und schließlich zwischen Jung und Alt.

Durch Veränderungen der Rahmenbedingungen, die Staat und Wirtschaft setzen, können Gegensätze verstärkt oder abgebaut werden. Solche gesellschaftlichen Veränderungen kann man derzeit gut an der Spannungsbeziehung der Geschlechter ablesen, wo die Dichotomie von Mann und Frau einer fluiden Skala weicht – mit einem ‚divers‘ genannten Bereich zwischen und hinter dem bislang Gewohnten.

Neuere Bruchlinien liefern Globalisierung und Digitalisierung jeweils mit Gewinnern und Verlierern, neue Brüche gibt es innerdeutsch zwischen Ost und West sowie zwischen Neubewohnern und Altbewohnern.

Der demografische Wandel geht einher mit sich rapide entleerenden Landschaften, in denen die Bewohner vielfache Benachteiligung beklagen. Klagen kommen aber auch von den Städten und Landschaften mit Bevölkerungsgewinnen, weil die Lebenskosten insbesondere beim Wohnraum zu hoch seien. In beiden Fällen wird nach dem Staat gerufen. In beiden Fällen wird über die zunehmende Segmentierung geklagt. Schließlich wird dem Kapitalismus, ins-

---

<sup>51</sup> <https://www.spiegel.de/lebenundlernen/uni/berlin-alice-salomon-hochschule-laesst-gomringer-gedicht-entfernen-a-1189437.html>.

<sup>52</sup> Barbara Köhler: SIE BEWUNDERN SIE / BEZWEIFELN SIE ENTSCHEIDEN: / SIE WIRD ODER WERDEN GROSS / ODER KLEIN GESCHRIEBEN SO / STEHEN SIE VOR IHNEN IN IHRER SPRACHE / WÜNSCHEN SIE IHNEN / BON DIA GOOD LUCK.

<sup>53</sup> Parnack 2019, S. 56.

besondere in seiner neoliberalen Ausformung, vorgeworfen, die Ich-Bezogenheit gegenüber solidarischen Lebensformen zu sehr in den Mittelpunkt gerückt zu haben und damit zu Kälte und Egoismus sowie mangelndem Gemeinsinn beizutragen. Erkenntnisse der Glücksforschung zeigen, dass steigender Wohlstand nicht automatisch mit steigender Zufriedenheit einhergeht, im Gegenteil. Die Deutschen waren zwischen 1958 und 1964 am zuversichtlichsten.<sup>54</sup> Sie waren Ende der Fünfzigerjahre aus den größten Nöten heraus und bemerkten, es geht aufwärts. Es gibt offenbar einen Sättigungsgrad an Zufriedenheit in der Gesellschaft. Für gutsituierte Unternehmen gilt ähnliches für das Betriebsklima. Ob Politiker, ob Unternehmer: Enttäuschung wird geäußert über die scheinbare Undankbarkeit in der Bevölkerung oder in der Arbeitnehmerschaft.

Es ergibt sich, nimmt man alles zusammen, eine Spirale des Misstrauens und der Unzufriedenheit, die zu einer pessimistischen Einschätzung der Zukunft führt. Um ein Bild zu gebrauchen: Wer annimmt, dass in seinem Fall die Ampeln auf Rot stehen, wird bei jeder Autofahrt genug Belege finden. Wer annimmt, dass man als Bahnfahrer nichts als Ärger hat, wird nicht lange brauchen, um dafür frische Belege zu finden. Einem widerwilligen Nutzer von Flugzeugen geht es prinzipiell nicht anders. Entscheidend ist: Jede pessimistische Vorahnung führt zum gleichen Ergebnis: sie bestätigt sich. Eine Spirale der Unzufriedenheit dreht sich und gewinnt an Fahrt. Die Unzufriedenheit wächst und springt über auf Andere. Die Risse bleiben.

Die Gesellschaft ist in Klüfte, Bruchlinien und Spannungsbeziehungen zerteilt. Strömungen wirken zusammen verstärkend, und zwar so stark, dass man davon sprechen kann, das parlamentarisch-demokratische System werde infrage gestellt. Konnte der Angriff Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre, damals von links, von der APO, der außerparlamentarischen Opposition, mit einer Mischung aus Abgrenzung und Einbeziehung abgewehrt werden, so ist die jetzige Situation weder in Deutschland noch in Europa geklärt. Dieses Mal kommt der Angriff von rechts, aus Sicht der Angreifer wiederum nicht als Aktion, sondern als Reaktion auf vermeintliche Schwächen des Staates bzw. der EU. Geht man die genannten Beweggründe der Verunsicherung durch, so kann man feststellen, dass jenseits aktueller Aufgeregtheiten tiefer sitzende Ressentiments aktiviert werden. Kann man sie wieder zurückfahren? Oder sollte man sie ignorieren? Würde die damalige Doppelstrategie wieder funktionieren?

Es kommt darauf an, wie man das Zeitgeschehen für sich selbst einordnet, wie man es ‚framed‘: Wer beim Bahnfahren entschlossen ist, bei Verspätungen stets an Autofahrer im Stau zu denken und sich damit zur eigenen Zufriedenheit zu trösten, wird die Klagen des aus dem gleichen Zug steigenden pessimistischen Nachbarn mit Unverständnis anhören. Es

---

<sup>54</sup> Heinz Bude: Entspannte Fatalisten. Interview mit Kerstin Bund, in: DIE ZEIT vom 26.1.2017.

kann aber auch sein, dass der bisherige Optimist anfängt, sich im Irrtum zu wähnen und die Front zu wechseln. Wir wissen aus betrieblichen Erfahrungen, dass ein unzufriedener Kunde das Gewicht von mindestens sieben zufriedenen Kunden in die Waagschale bringt.

Die nachfolgend etwas näher beleuchteten Gegensatzpaare sind ein Ausschnitt unter den eingangs stichwortartig genannten Klüften. Sie alle lassen sich einem meist zitierten Gegensatz unterordnen, dem der Somewheres gegen die Anywheres. Deren Erfinder David Goodhart gibt dazu folgende Beschreibung:

Die Politik in Großbritannien und anderen wohlhabenden Demokratien hat in den vergangenen Jahren an Stabilität verloren. Der Grund dafür ist eine wachsende Wertekluft zwischen den – wie ich sie nenne – „Anywheres“ und den „Somewheres“. Die „Anywheres“ sind normalerweise gut ausgebildet und mobil. Sie legen großen Wert auf Autonomie, Offenheit und Fluidität. Sie haben eine „erarbeitete Identität“, die auf Bildungs- und Berufserfolgen basiert und dazu führt, dass sie sich überall selbstsicher und wohl fühlen. Die „Somewheres“ sind stärker verwurzelt und weniger gut ausgebildet. Ihnen sind Gruppenzugehörigkeiten, Vertrautheit und Sicherheit wichtig. Sie haben eine „zugeschriebene Identität“, die auf einer Orts- und Gruppenzugehörigkeit basiert, was dazu führt, dass Veränderungen ihnen eher Unbehagen bereiten.<sup>55</sup>

Wenn es diese Kluft gibt, ist sie gefährlich. Ich glaube, diese Konstruktion kann erheblich Plausibilität für sich beanspruchen. Aber was plausibel scheint, muss empirisch nicht fundiert sein. Wer sich diese Gesellschaftsbeschreibung unkritisch zu eigen macht, muss sich vorwerfen lassen, auf diese Weise nicht nur eine Erklärung für rechtspopulistische Erfolge zu liefern (was ja hilfreich wäre), sondern diesen antidemokratischen Tendenzen, die übrigens linkspopulistische Entsprechungen haben, Vorschub zu leisten.<sup>56</sup> Weitaus ergiebiger ist ein älteres Erklärungsmodell: Wir leben im Übergang von der ersten in die zweite Moderne, die von Fluidität gekennzeichnet ist. Dieser Übergang ist für Individuum und damit auch für Organisationen in staatlichen, wirtschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Strukturen herausfordernd mit der Konsequenz von Versuchen, das Rad der Geschichte zurückzudrehen.

## **Alt gegen Jung**

Der Ton gegenüber älteren Mitbürgern, denen unterstellt wird, mit ihren wachsenden Anteilen an der Gesamtbevölkerung heimlich die Geschicke der Republik zu bestimmen, ist mitunter arg aggressiv.<sup>57</sup> Die für viele Ältere, die sich schon auf dem damals sprichwörtlichen Altenteil wähnten, verabschiedet mit dem goldenen Handschlag, ein weiteres Schlagwort Ende der achtziger Jahre, überraschende Rückholaktion in der ersten Zeit vor und nach der Wiedervereinigung zeigte, wie gut es nicht nur den Alten tut, sondern auch der sie umgebenden

---

<sup>55</sup> David Goodhart, Die „Anywheres“ und die „Somewheres“ Die wachsende Kluft zwischen der breiten Mitte der Gesellschaft und der liberalen Oberschicht, in Rotary Magazin vom 1.5.2017.

<sup>56</sup> Von diesem Irrtum ist auch der Autor nicht verschont.

<sup>57</sup> Vgl. Lorenz Jäger: Die Greisenfresser kommen, in: FAZ vom 30.6.2016, S. 9.

Gemeinschaft, wenn sie nicht an den Rand gedrängt werden, sondern geschätzte Mitglieder in Familie, Kommune und Gesellschaft bleiben. Um Möglichkeiten zu schaffen, in denen die Generationen sich gegenseitig befruchten und unterstützen, bedarf es eines politischen Durchsetzungswillens und gesellschaftlicher Möglichkeiten, aber auch einer Begleitforschung, die deutlich macht, wann sich altersbezogene Diversität auch betriebswirtschaftlich lohnt – und wann nicht.

## Land gegen Stadt

Wer leidet nun eigentlich unter Heimatverlustängsten? Beobachter wie Collier setzen das „oben“ und „unten“, das „zugehörig“ und „ausgeschlossen“ oft mit Großstadt versus Land gleich. Hier überfüllte Großstädte, die immer mehr Wohnungsnot beklagen, dort sich entleerende Landstriche, Folgen eines galoppierenden Demografiewandels. Beheimatung hat in beiden Sphären Voraussetzungen: „Wer will, dass Menschen sich für den Zusammenhalt einsetzen, muss für erfahrbare soziale Gerechtigkeit sorgen.“<sup>58</sup> Hans Joas bezieht sich hier auf ländliche Räume wie in Mecklenburg. In den Regionen wiederum wehren sich NGOs und Stiftungen gegen herabwürdigende Verallgemeinerungen, gerade in Mecklenburg.<sup>59</sup> Für das Emsland hingegen liegt eine Studie des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung vor, in der die Autoren fragen: „Warum ist das Emsland so erfolgreich?“ Als eine Erklärung schreibt der Gründer und langjährige Leiter des Instituts, Reiner Klingholz: „Auf dem Land hatte das subsidiäre, eigenverantwortliche Handeln immer einen hohen Stellenwert.“<sup>60</sup> Die Selbsthilfestrukturen haben viele Säulen: Sport-, Heimat- oder Schützenvereine, Nachbarschaftshilfe und die Kirche, dort die katholische. Resümierend heißt es:

Auch wenn es so sein sollte, dass die Länder sich immer weniger für die reinen Glaubensfragen interessieren – sie haben offensichtlich nach wie vor ein erhebliches Interesse daran, ihr Zusammenleben zu organisieren und sich zu engagieren, für sich selbst und für andere. In der Kirche finden sie bislang einen Partner, der sie dabei tatkräftig unterstützt.<sup>61</sup>

Paul Collier warnt davor, diese großen Brüche in der Gesellschaft, die er sieht, lediglich als materielles Problem anzusehen. Seine Analyse des ländlichen Raums im Vereinigten Königreich im angesichts des Brexits lässt sich gut auf Deutschland übertragen, und auch er betont die Bedeutung der Beheimatung, der „Zugehörigkeit zu einem Ort“:

---

<sup>58</sup> Hans Joas: Wir brauchen Räume des Zuhörens, in: Diakonie Deutschland. Hinsehen und Zuhören. Jahresbericht 2017, S. 23:

[https://www.diakonie.de/fileadmin/user\\_upload/Diakonie/PDFs/Ueber\\_Uns\\_PDF/Diakonie\\_Jahresbericht\\_gesamt\\_72dpi.pdf](https://www.diakonie.de/fileadmin/user_upload/Diakonie/PDFs/Ueber_Uns_PDF/Diakonie_Jahresbericht_gesamt_72dpi.pdf).

<sup>59</sup> Verdienstvoll in seiner Hartnäckigkeit, gegen negative Mecklenburg-Stereotype anzuschreiben, ist Wolf Schmidt mit seinem Blog [www.landblog-mv.de](http://www.landblog-mv.de). Vgl. auch sein Buch *Luxus Landleben. Neue Ländlichkeit am Beispiel Mecklenburg*, Wismar 2017.

<sup>60</sup> Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung: *Von Kirchtürmen und Netzwerken, wie engagierte Bürger das Emsland voranbringen*. Berlin 2017, die Zitate stammen aus dem Vorwort von Reiner Klingholz.

<sup>61</sup> Ebd.

Die Idee, dass es nur Transfers von Geld braucht, ist ein fundamentales Missverständnis, das vor allem bei der Linken sehr verbreitet ist [...]. Menschen sind keine Konsumenten, sie wollen handeln und etwas zur Gesellschaft beitragen, sie brauchen die Würde, produktiv zu sein. [...] Der Mensch hat von Natur aus ein Bedürfnis nach Zugehörigkeit. Weil die Politik das vernachlässigt hat, konnte die Rechte dieses Thema besetzen, aber sie besetzt es exklusiv. Sie schließt aus. Wir brauchen ein Verständnis von Zugehörigkeit, das inklusiv ist. Dafür gibt es zwei Bereiche: Zugehörigkeit zu einem Ort, an dem wir leben, und das Verständnis für einen gemeinsamen Sinn.<sup>62</sup>

### **Individualismus und Wettbewerb machen egoistisch, einsam und rabiater**

Es wundert nicht, dass der Kapitalismus in seiner Form als globalisierte Wirtschaft und dessen Vertreter, die Kosmopoliten, auf der Anklagebank sitzen, wenn überlegt wird, wie die Zerklüftung der entwickelten westlichen Gesellschaften erklärt werden kann. Zum Kosmopoliten-Bashing gehört die Behauptung, sie hätten so viel kapitalistische Werteausrichtung eingesogen, dass durch Individualismus, Durchsetzungsfähigkeit und Eigeninteresse die Gesellschaft insgesamt enthemmter und rabiater geworden sei.<sup>63</sup> Der Verlust des „Wir“-Gefühls sei der neoliberalistischen Reagan/Thatcher Ära zuzuschreiben und wir alle hätten dies nun auszubaden. Die Erfolgreichen aus den Metropolen hätten sich von einer gemeinsamen Identität verabschiedet. Sie fühlten sich nicht mehr zusammengehörig und sähen nur ihre eigene Lebenswelt, ihre eigenen Vorteile. Sie fragten sich: Wie verwirkliche ich mich selbst? Genau das ist der Bruch:

Das Narrativ des Individualismus, des persönlichen Vorankommens, hat uns immens geschadet. Es hatte den Verlust von Gemeinschaftssinn bei den Eliten zur Folge, die Verpflichtung für die weniger Gesegneten.<sup>64</sup>

### **Digitales Ersatzleben stärkt Asozialität und schwächt zivilen Umgang.**

Neben dem Kapitalismus habe auch die Technikentwicklung der letzten Jahre zur Entthemmung der Gesellschaft beigetragen, so Eva Menasse in ihrer Rede zur Verleihung des Börne-Preises 2019.<sup>65</sup> Die Menschen lebten immer öfter ein „technikgestütztes Ersatzleben: künstlich ernährt, künstlich beatmet, künstlich vergemeinschaftet“, meint der bereits zitierte Soziologe Gronemeyer.<sup>66</sup> Der Spiegel schreibt:

---

<sup>62</sup> Collier 2019.

<sup>63</sup> So die Argumentation des Bielefelder Soziologen Andreas Zick in der Titelgeschichte des Spiegel Nr.12/2019: „Die enthemmte Gesellschaft“, S. 11.

<sup>64</sup> Paul Collier im Interview mit Markus Feldenkirchen und Christiane Hoffmann, in: Der Spiegel vom 22.2.2019.

<sup>65</sup> Hubert Spiegel: Gehen die Lichter aus?, in: FAZ vom 27.5.2019 und vom gleichen Tag in der Rhein-Main Beilage Hans Riebsamen: Alles geht in Trümmer.

<sup>66</sup> Gronemeyer 2019, S. 139.

Wahrscheinlich ist, dass nun in der sichtbaren Wirklichkeit ankommt, was über Jahre im Kunstlicht des Internets getestet worden ist: Beleidigung, Verleumdung, Verunglimpfung, Schmähung, Erniedrigung.<sup>67</sup>

Der Hirnforscher Manfred Spitzer schrieb unter den Begriff „Digitale Demenz“<sup>68</sup> über die gesellschaftlichen Gefahren der zunehmenden Nutzung digitaler Medien. Andere warnen vor den Informationsblasen, die durch die Einseitigkeit der Informationsbelieferung, durch Fake News und die Logik der Empörung entstehen. Demnach lebten wir in einer Zeit, „in der das Gestern sofort als das Gestrige diskriminiert wird, das wir jauchzend opfern, um uns in die Flut der Algorithmen zu stürzen.“<sup>69</sup> Zu diesen breit rezipierten Untergangsbeschreibungen, die den Eindruck erwecken, unsere bislang verbindende Sprache würde durch digitale Medien zertrümmert und geschmätzt, tritt die Warnung vor der Möglichkeit einsamer Selbstradikalisierung im Netz. Dies illustriert das Beispiel einen muslimischen Kosovaren, der sich vom Outsider zum Täter wandelte. Er lauerte am 2. März 2011 am Frankfurter Flughafen amerikanischen Soldaten auf, die auf dem Weg nach Afghanistan waren, und führte eine Messerattache aus. Er wurde ein Jahr später wegen zweifachen Mordes und dreifachen Mordversuchs verurteilt.

Die Anklage hatte sich überzeugt gezeigt, dass Uka mit der Tat seinen persönlichen Beitrag zum Dschihad (Heiligen Krieg) leisten wollte. Er habe sich zum „Herrn über Leben und Tod gemacht“ und seine Opfer willkürlich ausgesucht. Die Bundesanwaltschaft ging auch davon aus, dass Uka ein Einzeltäter war, der sich über das Internet radikalisierte.<sup>70</sup>

Gibt es zu diesen Schreckensbeschreibungen der hemmungslosen und desintegrierenden Netzkommunikation auch abweichende Positionen? Ja, denn es kann ja nicht schaden, daran zu erinnern, dass die Freiheit, seine Meinung zu verbreiten, sich auch dank neuer Medien nicht mehr nur auf 200 reiche Leute beschränkt.<sup>71</sup> Jens Jessen bestreitet unter der Überschrift „Lob der Blase“ die Auffassung, dass die durch Technik beförderte einseitige Ausrichtung von Informationen das Kernübel der sozialen Medien sei.<sup>72</sup> Problematisch sei vielmehr, dass die Blase unzureichend *dicht* sei. Sie schütze die Bewohner nicht, sondern präsentiere sie unter einer Glasglocke und setze sie damit der Missbilligung und Zerstörungslust aus. Man solle die Meinungssoldaten separieren, so wie bei Demonstration und Gegendemonstration die Polizei einen trennenden Kordon zieht. Distanz sei wichtig für den sozialen Frieden.

Hat damit die Debatte einen hohen Grad an Resignation erreicht? Lässt sich der Hass, der aus der digitalen in die reale Welt strömt, nicht aufhalten, nur isolieren? Jörg Tropp, Profes-

---

<sup>67</sup> Jörg Schindler: Deutschland rastet aus. In: Der Spiegel 12/2019 vom 16.3.2019, S. 12.

<sup>68</sup> Manfred Spitzer: Digitale Demenz. Wie wir uns und unsere Kinder um den Verstand bringen, München 2012.

<sup>69</sup> Gronemeyer 2019, S. 163.

<sup>70</sup> dpa: Anschlag auf US-Soldaten in Frankfurt Flughafen. Attentäter muss lebenslang hinter Gitter, in: Süddeutsche Zeitung vom 13.2.2012.

<sup>71</sup> Hans Jessen: Rezo-Faktor positiv? Vorboten einer neuen Öffentlichkeit, in: Politik & Kultur Nr.7/8 2019, S. 1. Jessen erinnert in dieser Formulierung an einen Satz des konservativen Publizisten Paul Sethe von 1965.

<sup>72</sup> Jens Jessen: Lob der Blase, in: DIE ZEIT vom 27.9.2018, S. 43.

sor für strategische Kommunikation an der Hochschule Pforzheim, plädiert für die „Kunst, mit Fake zu leben.“<sup>73</sup> Sollen wir also vor der Verrohung des Klimas durch das Netz kapitulieren? Nein, es gibt Vorschläge: Eine Möglichkeit wird schon erfolgreich praktiziert. Die Nachbarschaftsplattform nebenan.de ist ein freiwilliger Zusammenschluss im Netz mit ungewöhnlichen und vielleicht zukunftsweisenden Zugangsbedingungen: Jeder Nutzer wird nur mit Klarnamen aufgenommen. Identität einschließlich Wohnort werden vor dem Zugang überprüft.<sup>74</sup> Der Erfolg: Man erreicht auf elegantem Weg netzmanierliches, Zivilität bezeugendes Verhalten der Nutzer. Was Netzenthusiasten einst hofften, wird hier verwirklicht: Vitalisierung von realer Nachbarschaft durch digital angelegte gegenseitige Unterstützung. Allerdings lässt sich dieser Ansatz aus politischen, technischen und rechtlichen Gründen nicht als all-gemeinverbindliche Forderung für das ganze Netz durchsetzen.

### **Flüchtlinge aktivieren Fremdenfeindlichkeit, die Identitätssuche in alten Mustern und allgemeine Unsicherheitsgefühle.**

Die Diskussion um Heimat hat in Deutschland nicht zufällig an Fahrt aufgenommen. Sie ist kein Hinweis auf Stärke, sondern Schwäche. Heimatverlassene als dritte Gruppe neben Heimatdistanzierten und Heimatliebenden machen sich bemerkbar. Sie haben sich, wenn auch regional isoliert und vergleichsweise milde, weil (noch?) weitgehend gewaltlos, politisiert und radikalisiert.<sup>75</sup> In Deutschland lautet die verbreitete Klage zumeist so: „Für Flüchtlinge tun sie (die da oben) alles, uns lassen sie hängen.“ Pegida und Co. bekommen nur Zuspruch von rechts, die AfD sieht sie als ihren außerparlamentarischen Arm. Weit verbreitet ist die These, dass Globalisierung und die damit einhergehende Beschleunigung aller Lebensumstände verunsichert und zum Rückgriff auf alte Konzepte führt. Fremdenfeindlichkeit und Rechtspopulismus wären demnach ein letztes Aufbäumen der alten Welt gegen die progressive Revolution, die die Welt freier und individueller mache.<sup>76</sup>

Als direkte Reaktionen auf die Willkommenskultur in jenem Jahr gelten zunächst die Pegida-Demonstrationen in Dresden, später die Wahlerfolge der neugegründeten AfD. Auch in den Nachbarländern fächert sich das Parteienangebot mit neuen Parteien im rechten und linken Parteienspektrum auf, die die bisherigen Volksparteien teilweise bis in die Bedeutungslosig-

---

<sup>73</sup> Jörg Tropp: Die Studentin, die nach Cannes wollte. Eine Erzählung über die Kunst, mit Fake zu leben. Frankfurt 2019.

<sup>74</sup> Mehr dazu in meinem Buch Wo Vertrauen ist, ist Heimat. München 2018, insb. S. 93-101. Vgl. Auch den Gastbeitrag des Vorstandsmitglieds von Diakonie Deutschland, Maria Loheide, unter dem Titel „Vernetzung lohnt“, in: ebd. S. 102-107. Siehe auch Ina Brunk, Michael Vollmann: Ziemlich beste Nachbarn: Der Ratgeber für ein neues Miteinander. München 2018.

<sup>75</sup> Nach dem Mord am Kasseler Regierungspräsidenten Walter Lübcke am 2. Juni 2019 flammte eine Diskussion um die Mitverantwortung der anstachelnden rechtskonservativen Politiker auf, wie sie in Deutschland nach den Morden der RAF unter umgekehrten politischen Vorzeichen schon einmal geführt wurde.

<sup>76</sup> Vgl. Philipp Hübl: Die aufgeregte Gesellschaft. Wie Emotionen unsere Moral prägen und die Polarisierung verstärken. München 2019.

keit treiben. Wer will entscheiden, ob die Argumente gegen diese Entwicklung von der Besorgnis um Demokratie oder um die eigene Macht- und damit Einkommenssicherung gespeist sind? Erhoben wird oft der Vorwurf des Populismus, obwohl der Begriff nicht unterscheidet zwischen volksnaher Politik mit demagogischen Zügen einerseits und auf Spaltung angelegter Politik andererseits: hier das gute Volk, da Elite, die korrupt und machtversessen fern der eigenen Basis agiert. Der Populismusvorwurf kann daher gegen jeden und alles erhoben werden.<sup>77</sup> Clemens Fuest isoliert aus der Gemengelage den „pathologische[n] Populismus“, eine Form des Populismus, die auf spaltende Gefühle statt auf Konsens, Ausgleich und Expertentum setzt und somit demokratieunverträglich die Bereitschaft zum aktiven Gemeinsinn untergräbt.<sup>78</sup> Populismus ist im Wettbewerb um Macht (staatlicher Sektor) oder Markt (wirtschaftlicher Sektor) oder Förderung (zivilgesellschaftlicher Sektor) eher Regel als Ausnahme.

### **Ost gegen West**

Speziell in Deutschland wird um die Frage gestritten, ob es einen realen oder einen ideellen oder keinen Ost-West-Gegensatz gibt. Die AfD-Erfolge bei den Landtagswahlen Ende Juli 2019 in Brandenburg und Sachsen haben die Debatte befeuert. Markus Dröge, Bischof in Berlin-Brandenburg, beschreibt die Perspektive vieler Ostdeutscher so: Vielfach werde nicht mehr geglaubt, dass die liberale Demokratie in der Lage sei, die Probleme der Gegenwart zu lösen. Diese Infragestellung des Systems, verbunden mit dem Wunsch nach neuen autoritären Führungspersönlichkeiten und einer neuen, strafferen Ordnung, unterscheidet, jedenfalls in ihrem Ausmaß, Ost und West. Vielleicht ist die „Angst vor dem eigenen gesellschaftlichen Abstieg, vor dem Verlust der vertrauten Heimat in einer sich globalisierenden Welt [...] und die Angst vor dem Fremden und den Fremden“<sup>79</sup>, die Dröge beschreibt, bei Menschen ausgeprägter, die die Sicherheit eines autoritären Regimes mit der Unsicherheit einer offeneren Gesellschaft einzutauschen hatten, ob sie dies nun wollten oder nicht. Anzuerkennen ist, dass sie dabei schon viel Angst ausgestanden haben und mit Verlusten und Veränderungen klar zu kommen hatten, die keinem im Westen zugemutet worden waren, ohne auf Verständnis ihrer neuen Landsleute zählen zu können.

---

<sup>77</sup> Die Differenz stammt von Clemens Fuest: Populistische versus freiheitliche Wirtschaftspolitik, in: FAZ vom 7.5.2019, S. 16.

<sup>78</sup> Andreas Zick, Hauptautor der Studie „Verlorene Mitte-feindselige Zustände“, sagt: „In der Studie bestätigen 50 Prozent der Befragten: Ich vertraue meinen Gefühlen mehr als sogenannten Experten“, in: „Damit haben wir nicht gerechnet.“ Ulrich Schnabel im Gespräch mit Andreas Zick, in: DIE ZEIT vom 2.5.2019, S. 34.

<sup>79</sup> Markus Dröge: Beten und Tun des Gerechten (Dietrich Bonhoeffer) – Christsein in bewegten Zeiten. Festvortrag beim Rittertag der Genossenschaft Rheinland-Pfalz-Saar des Johanniterordens. 9.-10.6.2018. Dokumentation Nachlese, Broschüre, S. 14-15.

## Globalisierung entwurzelt.

„Kann man sich überhaupt noch eine Brücke zwischen diesen Lebenswelten vorstellen?“<sup>80</sup> Der Gießener Soziologe und Theologe Reimer Gronemeyer meint die Gruppen der sich kosmopolitisch gebenden Heimatverächter, er nennt sie ‚Edelnomaden‘, und den großen Rest, er spricht von ‚Volkspüree‘. Der demografische Wandel fördere eine „Entmischung Deutschlands“,“<sup>81</sup> denn die einen folgten den Arbeitsplatzangeboten und die anderen, die Ausrangierten, blieben zurück. Dieses Gegensatzpaar wird von Autoren in verschiedenen Spielarten variiert. Schon die Gronemeyer’sche Begrifflichkeit nährt Zweifel an der These. Sie scheint allzu plausibel, als dass sie empirischer Überprüfung standhielte. Aber schauen wir uns zunächst die diversen Kluffbeschreibungen an.

Stadt gegen Land: Einsamkeit ist keine Besonderheit von Landbewohnern, aber Bewohner entlegener Gegenden haben handfeste Belege für ihr Abgehängtsein und könnten darauf politisch reagieren, mindestens an der Wahlurne, wenn nicht als Protestbürger auf der Straße. Sie könnten sich die Gelbwesten-Bewegung in Frankreich zum Vorbild nehmen.

Abgehängte versus Nichtabgehängte, fest ins System Eingehängte: Kommt eine Gelbwestenbewegung auch nach Deutschland? Übereinstimmungen fallen auf, Unterschiede aber auch. Der Geograph Christophe Guilluy zeigt, dass Marine Le Pens Rassemblement National zwischen dreißig und fünfzig Kilometer außerhalb der Zentren 35 Prozent der Stimmen erhält: „Die Gewinner der Globalisierung vertreiben ihre Opfer aus den Städten.“<sup>82</sup> Diese Wähler seien nicht mehr in die Gesellschaft integriert. Dieser Feststellung wird von anderen Beobachtern widersprochen. Sie sehen die Gelbwesten eher links<sup>83</sup> orientiert oder zumindest an den rechten und linken Rändern orientiert.<sup>84</sup> Jedenfalls sind sie bisher nicht im gewohnten Parteienspektrum einzuordnen, deren rechts- und linksextreme Parteien Solidaritätsadressen abgeben. Die französische Gelbwesten-Bewegung zeigt die Brisanz der oben beschriebenen gesellschaftlichen Entwicklung. Die sozialen Medien heizen das Gefühl, abgehängt zu sein, weiter an. Die Heimat ist Wagenburg, umzingelt von Fremden. Ausgrenzung von allem, was angeblich nicht zur Heimat gehört, wird zur Leitschnur des eigenen und des vom Staat eingeforderten Handelns. Die Gelbwesten-Bewegung ist somit ein Angstbeißen von Menschen, die sich beiseitegestellt fühlen.

---

<sup>80</sup> Reimar Gronemeyer: Tugend. Über das, was uns Halt gibt. Hamburg 2019, S. 192.

<sup>81</sup> Mona Jaeger: Ein Land, zwei Welten, in: FAZ vom 4.5.2019. Grundsätzlicher zum Thema demografischer Wandel ist auf die Forschungsergebnisse des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung zu verweisen. Das Institut liefert im Netz viel und gut aufbereitetes Material (<https://www.berlin-institut.org/>).

<sup>82</sup> Zitiert nach Jürg Altwegg: Verdammte der Globalisierung, in: FAZ vom 27.11.2018, S. 1.

<sup>83</sup> Dieter Rucht. Die Gelbwestenbewegung. Stand und Perspektiven. Institut für Protest- und Bewegungsforschung, ipb working paper 1/2019, S. 14. (<https://protestinstitut.eu/dieter-rucht-gelbwesten/>)

<sup>84</sup> Iris Radisch: Im Auge des Zyklons. Gespräch mit Annie Ernaux, in: DIE ZEIT vom 6.12.2018, S. 45.

Die Beobachter sind sich einig, dass es Unterschiede zwischen Frankreich und Deutschland gibt, die zu einer genaueren Einschätzung einladen.<sup>85</sup> Erstens könnte es sein, dass der Riss zwischen Führungselite und Restbevölkerung im zentralistischen Frankreich tiefer geht als im föderal geprägten Deutschland. Dann ist zweitens zu bedenken, dass die geopolitische Herabstufung der einstigen Großmacht Frankreich zu einer europäischen Regionalmacht überall dort, wo der Vorgang nicht kosmopolitisch abgefedert werden kann, tief empfunden wird: als das Einknicken des Nationalstolzes und ganz real als das Abgleiten in ein territoriales Randdasein. Wie brisant eine solche Gefühlslage ist, beweist Großbritannien mit seiner Brexit-Entscheidung. Da wollen sich die Abgehängten an der eigenen Elite als Teil des verhassten „Brüsselsystems“ rächen – und Teile der Elite, die sich von diesem Vorgehen etwas versprechen, führen an. Deutschland ist nach seinen tiefen Zäsuren im 20. Jahrhundert, die in das 21. nachwirken, vor solchen Gefühlsattacken vermutlich sicherer. Und dann drittens die Frage: Könnten die Unruhen in den Vorstädten, vor allem in den Banlieues rund um Paris, die jetzige Situation mitverursacht haben? Hier hilft eine dialektisch angelegte Sichtweise: Gerade, weil der Staat nach den Unruhen in den Vorstädten dort manches auf den Weg gebracht hat, könnte bei den Gelbwesten das Gefühl, für sie interessiere sich niemand, nochmals stärker geworden sein. Umgekehrt fühlen sich die Bewohner der Banlieues mit den Gelbwesten nicht solidarisch. Das alte Prekariat steht dem neuen keineswegs freundlich gegenüber, obwohl beide die Abneigung gegen „die da oben“ einen könnte. Aber die anti-zentralistische Stoßrichtung der Gelbwesten ist nicht das Thema der Vorstädter.<sup>86</sup> Die Bruchlinien Frankreichs verlaufen somit heute nicht mehr nur zwischen den hippen Stadtzentren und den verwahrlosten Vorstädten, sondern zwischen den Ballungsräumen der Metropolen und den bald ländlichen, bald konzeptlos zersiedelten Räumen des Restgebiets. Das Beispiel Frankreich zeigt, dass der Zorn sich gegen eine zu komplexe, zu unübersichtliche Welt aus Kapital, Politik und Medien richtet. Bewegungen wie die Gelbwesten erfahren Zuspruch von rechts- und linksradikalen Strömungen. Die Rechtsradikalen lehnen Globalisierung ab, weil diese das Nationale schwächt, die Linksradikalen lehnen Globalisierung ab, weil sie kapitalistisch ist.

### **2.3. Zwischenbilanz**

#### **Glück und materielle Besserung sind keine Zwillinge**

---

<sup>85</sup> Die folgende Argumentation stützt sich weitgehend auf Joseph Haniman: Das Drama einer Nation, in: Rotary Magazin Januar 2019, S. 54-57.

<sup>86</sup> Rucht 2019.

Empirisch gilt als belegt, dass es einen Zusammenhang zwischen wachsendem Wohlstand und der Zufriedenheit von Menschen in den wohlhabenden Gesellschaften nicht gibt<sup>87</sup> – jedenfalls, wenn die Grundbedürfnisse gesichert sind. Dann muss man wohl sogar vermuten: Wachsender Wohlstand und Zufriedenheit der Menschen driften ab einem bestimmten Punkt der Entwicklung auseinander, individuell und gesellschaftlich. Das wäre ein erster Hinweis zur Lösung des Rätsels, warum sich in der Gesellschaft viele Bürger mehr auf Brüche besinnen als auf gemeinsame Anliegen.

Der polnische Soziologe Zygmunt Baumann bringt es auf den Punkt:

Die Strategie, das Glück der Menschen durch Einkommenssteigerungen zu mehren, geht offenbar nicht auf. Zugleich gibt es sehr wohl einen sozialen Index, der auf spektakuläre Weise mit dem Wohlstandsniveau Schritt hält, ja sogar so stark steigt, wie man das vom subjektiven Glücksempfinden erwartet und versprochen hat, nämlich die Kriminalitätsquote: Wohnungseinbrüche und Autodiebstähle, Drogenhandel, Bestechung und Korruption. Unvermeidlich greift damit auch das quälende, dem Glück eher abträgliche Gefühl der Unsicherheit um sich, einer diffusen, ‚atmosphärischen‘ Ungewissheit, der wir überall begegnen, die sich anscheinend an nichts festmachen lässt, die unspezifisch bleibt und aus diesem Grund umso beunruhigender und beängstigender, unangenehmer und belastender ist.<sup>88</sup>

Der politische Bruch wird größer. Anhänger linker Überzeugungen sind, wenn nicht im marxistisch-leninistischen Modell an die Avantgarde der Arbeiterklasse („Die Partei hat immer recht“) geglaubt wird, im kapitalistischen System immer antielitär eingestellt; dies dient der Glaubwürdigkeit ihrer Forderungen. Nun kommt der Rechtspopulismus hinzu, der sich den angeblichen Gegensatz für seine Zwecke zunutze macht. „Wir sind das Volk“ wir gegen „die da oben“ – gemeint ist das System, das ausgehebelt werden soll. Die krasse Zweiteilung in Kosmopoliten und Verlassene ist empirisch vielfach widerlegt. Dass Kosmopoliten gar keine Beheimatungswünsche im Sinne des hier vertretenen Heimatbegriffs haben, ist eine unbewiesene Behauptung.

Heimat vermittelt das Gefühl, angekommen und angenommen zu sein. Wer sich nicht willkommen fühlt, etwa als Neuankömmling, kann mit eigener Abgrenzung reagieren. Die Beheimatung findet nicht statt, sie kann entweder verweigert werden oder Integrationsangebote werden als übergriffig empfunden und zurückgewiesen. Umgekehrt kann bei der Herkunftsgesellschaft das Gefühl der Entheimatung wachsen. Dabei muss es sich nicht um Flüchtlinge handeln, die dies auslösen. Es reicht für diese Gefühlsreaktion schon der Zuzug von „Hiesigen“ in ein Neubaugebiet am Rand eines alten Dorfkerns. Mir scheint, solche Verlustängste nehmen in der „Heimatgruppe“ zu, aber auch unter den Kosmopoliten. Gefürchtet werden Arbeitslosigkeit, Verarmung, insbesondere Altersarmut, weiterer Wegfall staatlicher Versorgungsleistungen wie Angebote des öffentlichen Personennahverkehrs oder Schulen,

---

<sup>87</sup> Zygmunt Baumann: *Wir Lebenskünstler*, Berlin 2010, S. 10 (englische Erstausgabe 2008).

<sup>88</sup> Ebd. S. 11.

Schwimmbäder, Theater und Unterstützungsleistungen privater Natur wie Ärzte, Einkaufsmöglichkeiten, Kinos, Gottesdienste. Oft macht man es sich einfach und sucht die Schuld bei der nationalen Politik. So Roland Tichy, hier exemplarisch für viele ähnliche Stimmen zitiert:

Viel Vertrauen in die Institutionen unseres Staates wurde in den vergangenen Jahren zerschlagen. Der Höhepunkt war die Grenzöffnung und die mit Selfies der Kanzlerin provozierte Masseneinwanderung. [...] Der Bundesregierung scheint längst die Rettung des Planeten wichtiger als das Wohlergehen der Einheimischen, die zu Fremden gemacht werden.<sup>89</sup>

Und wenn es so wäre, dass die Rettung des Planeten das wichtigste ist? Wie soll die Rettung gelingen ohne kräftiges Zutun derer, die im Ressourcenverbrauch an der Spitze liegen? So gesehen ist es richtig, hartnäckig die Verbindung zu halten: Heimat Erde zu Heimateerde. Statt sich abzugrenzen, müssten wir uns alle mehr abverlangen, ja sagen zum großen Spreizschritt zwischen Weltherausforderung und eigener Handlungsmöglichkeit. Bei jedem Schritt ist sorgfältig zu prüfen, ob er in die richtige Richtung führt. Öffnen statt Schließen. So ein Heimatverständnis widerspricht jedoch einem ortsbezogenen, herkunftsbezogenen Verständnis von Heimat nicht in jedem Fall. Beides lässt sich zusammen denken, auch wenn die Beschreibung gefühlig trieft:

Wie wohltuend und beruhigend kann da ein Besuch in der Heimat sein. Eine Rückkehr zu unseren Wurzeln. Die alte Schule, in der die Welt noch sorgenfrei war. Der Schulweg mit dem Bäcker an der Ecke, der uns immer Bonbons schenkte. Die Wiese, auf der wir den ersten Blumenstrauß für eine junge zarte Liebe pflückten. Es ist die Vertrautheit, aus der wir immer wieder Kraft und Zuversicht schöpfen.<sup>90</sup>

Eine Edelfeder schreibt Edelkitsch, warum nicht? Beruhigend, nett, aber nicht wirklich hilfreich. Die Rückkehr an den Heimatort liefert Vertrautheit, aus der manche Menschen Kraft und Zuversicht schöpfen lassen. Diese Auffassung ist verbreitet, aber nicht die ganze Wahrheit. So einfach ist das nicht, jedenfalls selten.

Das Leben schwankt stets zwischen Be- und Entheimatung hin- und her; sei es aus eigenem Handeln, sei es aus übergeordneten Gründen. Wer über individuellen Lebensspielraum verfügen kann, wechselt zwischen Ruhe und Bewegung. Neben den Migranten von außerhalb gibt es auch Migranten im Inneren. Das sind jene, die nicht ihr Land verlassen haben, sondern die „die ihr Land, wenn man so will, verlassen hat“, um eine Formulierung von Bruno Latour zu benutzen.

Und die Politik? In den Wahlkämpfen ist „Heimat“ in die Slogans der Parteien eingerückt, nicht nur der rechten. Auf Bundesebene und in einigen Bundesländern gibt es Heimatministerien und Heimatbekenntnisse von Politikern, die bis dato mit solchen Äußerungen nicht aufgefallen waren. Cem Özdemir von den Grünen gehört zu den Politikern, die immer wieder nach ihrer Heimat gefragt werden. Er äußert sich unter dem Signum „türkischer Schwabe“

---

<sup>89</sup> Roland Tichy: Rechtsstaat reloaded, in: Tichys Einblick Nr.4/19 S. 3

<sup>90</sup> Robert Pölzer: Die Seele kennt nur eine Heimat, in: Die Bunte Nr. 11/2019, S. 7.

auch gern dazu: „Heimat ist da, wo mir wichtig ist, was dort passiert, wo ich mich wohlfühle. Heimat kann auch mit einem mitwandern. Das ist nichts Statisches.“<sup>91</sup>

Wenn Politiker aller Parteien der Heimat das Wort reden und sogar das Innen- zum Heimatministerium ‚aufgewertet‘ wird, ist dies eine Reaktion auf eine Lücke. Die politische Elite hat ‚Entheimungsängste‘ wahrgenommen und reagiert reflexhaft instrumentell, ähnlich wie bei der Digitalisierung. Bei beiden Themen geht es ums Abgehängtsein, hier von Teilen der Bevölkerung, dort der Bundesrepublik als ganzer. Da werden Abteilungen gegründet, neue Mitarbeiter eingestellt, und jemand mit Reputation an die Spitze gestellt. Kompetenzen gibt es später, Sprüche, die Aktivitäten suggerieren, zumeist gleich. Üblicherweise werden alte Hüte umetikettiert. Die Auftragslage beim Heimatthema heißt: „Verlorenes Vertrauen muss zurückgewonnen werden.“ Beim Digitalthema lautet die Botschaft „Wir tun was.“ Das könnte auch bei einem weiten Verständnis von Heimat, für das hier plädiert wird, Leitschnur sein. Unterhalb des Planetenbezugs ist jeder Zugang zum Heimatbegriff (ortsbezogen, zwischenmenschlich, kulturell, religiös oder sonst wie) eine Chance, Sicherheit und Wärme zu liefern, jedoch zugleich auch eine Abgrenzung. Das beruhigt die einen und beunruhigt die anderen. Der Heimatbegriff ist untauglich, wenn er mit dem Konzept der pluralen offenen Gesellschaft, die unsere Vorstellung von Demokratie bestimmt, nicht zusammen zu bringen ist. Nur so kann ein konstruktives Verhältnis zwischen notwendiger Geschlossenheit und notwendiger Offenheit geschaffen und gesichert werden.

## Die gefühlte Lage

Neben den faktischen Brüchen steht ein Problem, das schwierig zu bemessen ist und, wie viele meinen, immer gravierende Auswirkungen hat: Die Diskrepanz zwischen gefühlter und tatsächlicher, statistisch messbarer gesellschaftlicher Lage. Drei Beispiele, derselben Tageszeitung entnommen, haben eines gemeinsam. Sie zeigen einen deutlichen Abstand zwischen Fakten und Wahrnehmung. Erstes Beispiel: Sicherheit. Die Zahl der polizeilich erfassten Straftaten in Deutschland ist im Jahr 2018 weiter gesunken, die Angst vor Kriminalität ist aber gestiegen. Bundesinnenminister Horst Seehofer nennt Deutschland „eines der sichersten Länder der Welt“, eine Befragung des BKA über das subjektive Sicherheitsgefühl der Bürger zeigt aber eine paradoxe Entwicklung: Die Zahl der Menschen, die sich in ihrem eigenen Wohnumfeld unsicher fühlen, habe zwischen 2012 und 2017 von 17,3 % auf 21,4 % zugenommen.<sup>92</sup>

---

<sup>91</sup> Eine Frage der Heimat. Cem Özdemir und Jens Spahn im Streitgespräch, in: Welt am Sonntag vom 3.3.2019, S. 5.

<sup>92</sup> Zitat und Zahlen aus der FAZ vom 2.4.2019, S. 2. Die Gewaltkriminalität hat allerdings zugenommen und die Gewalttaten von Asylanten insbesondere gegen Frauen wecken Urängste. Die beschwichtigende („statistisch

Zweites Beispiel Ärztemangel: In der Republik wird über Arztemangel geklagt. Auch gebe es nicht hinnehmbare Wartezeiten für die Kassenpatienten. Der Staat sieht sich veranlasst, Maßnahmen gegen den Ärztemangel insbesondere auf dem Lande zu veranlassen und die angeblich unerträglichen Wartezeiten der Kassenpatienten durch bürokratische Aktivitäten zu verkürzen. Fakt ist jedoch, dass ein Arzt auf 211 Bürger kommt, im Jahr 1990 versorgte ein Arzt noch 355 Bürger.<sup>93</sup>

Drittes Beispiel: Einkommensverteilung: Die Ungleichheit der Einkommen hat in den letzten 15 Jahren nicht zugenommen. Nach einer repräsentativen Befragung der Bundesregierung von 2017 meinen 62 % der Befragten, die Einkommensunterschiede hätten zugenommen.<sup>94</sup>

### **„Die anderen haben es besser als ich“**

In allen drei Fällen fühlen sich Menschen ungerecht behandelt und meinen, andere hätten es besser. Die Liste ließe sich erheblich fortsetzen. Das Gefühl, nicht mehr so dabei zu sein wie früher, ein Gefühl zunehmender Entheimatung, verbreitet sich wie ein Ölteppich. Dadurch wird der Mainstream schmäler, die Ränder schwellen an. Vielleicht muss das Bild sogar anders beschrieben werden: der Mainstream ist von den Rändern her schon erfasst. Pessimismus macht sich breit. Reimer Gronemeyer fragt, „ob bei uns in Deutschland eine neue Stufe der inneren Kälte und der äußeren Verrohung erreicht ist.“<sup>95</sup>

Wie lässt sich die Kluft zwischen Wirtschafts- und Sozialfakten und deren gefühlsmäßiger Einordnung erklären? Jedenfalls nicht monokausal, das kann man festhalten. Und es gibt ein Aufschaukeln. Wenn dieses Empfinden der Unzufriedenheit und Verunsicherung von Dritten in Sprache gebracht und mit Anspruch formuliert („Wir sind das Volk“) und personalisiert („Merkel weg“) wird, dann löst dies eine Kaskade aus. Verstärkungen erfolgen über die sozialen Medien, in denen aggressive Positionen überdurchschnittlich vertreten werden und über technisch gesteuerte Auswahlhilfe gezielt den erreichen, der dies zulässt. Bei Positionen, die als rechtspopulistisch gelten, wird der professionelle Journalismus selbst zum Differenzverstärker.<sup>96</sup> Er tickt mehrheitlich links-liberal, sieht sich in seinem Leitanspruch erschüttert und hält entsprechend dagegen, oft parteiischer, als es die journalistische Ethik nahelegt und in Grenzverletzungen zwischen Bericht und Kommentar. Nicht jeder, der als Vertreter

---

unerheblich“) oder ablenkende („gegen die Funktionalisierung des Protests protestieren“, Beispiel Kandel, was nicht zur Ruhe kommt) mediale Reaktion trägt nicht zur Beruhigung bei.

<sup>93</sup> Zahlen aus der FAZ vom 2.4.2019, S. 17.

<sup>94</sup> Zahlen aus der FAZ vom 2.4.2019, S. 16.

<sup>95</sup> Gronemeyer 2019, S. 124.

<sup>96</sup> Mathias Kepplinger, Mainzer Medienforscher, spricht unter Verweis auf eine Studie von 43 Prozent der Journalisten, aber nur 10 Prozent der Bevölkerung, die zum liberal-intellektuellen Niveau gehören. 36 Prozent der Journalisten seinen Anhänger der Grünen. Kepplinger konstatiert „eine Entfremdung der Mehrheit der Journalisten von der Mehrheit der Bevölkerung“ Mathias Kepplinger: Ergrünte Journalisten, in: Rotary Magazin 5/2019, S. 48-50.

der Lügenpresse angegriffen wird, geht mit diesem Verdikt souverän um. Eine vermittelnd auftretende Position hat es umso schwerer, als aufgrund der nationalsozialistischen Vergangenheit des Landes das vergiftete Gelände besonders groß ist und jedes auch nur versehentliche Betreten mit heftiger Erregung beantwortet wird.

Spaltungen und Klüfte werden herbeischwadroniert und die Lust an Unvereinbarkeiten schwillt an. Der Politologe Peter Graf Kielmansegg meint, eine politische Debatte zum „Flüchtlingsschock des Jahres 2015 sei zugunsten einer moralischen Debatte ausgeblieben, aber notwendig. Am Beispiel der seiner Meinung nach weitgehend ausgebliebenen, aber notwendigen politischen statt moralischen Debatte über den „Flüchtlingsschock des Jahres 2015“ stellt der Politologe Peter Graf Kielmansegg fest,

dass man nicht mehr miteinander diskutiert, sondern im Modus der Empörung und der Verachtung übereinander redet. Die moralische Umdeutung einer politischen Streitfrage erlaubt die Exkommunikation des Andersdenkenden.<sup>97</sup>

Andere Beobachter sprechen von einer ganz eigenen „Erregungsspirale, aus der ein autoritärer Extremismus nach dem Motto ‚Wer nicht für uns ist, ist gegen uns‘, erwachse und nennen dies „zelotischen Eifer“.<sup>98</sup> Der Vorwurf der Rechthaberei. Die Feststellung, der andere sei Rechthaber und, wie als Demokrat eigentlich notwendig, kein Zweifler, wird wechselseitig erhoben und ändert nichts.

Unter der Überschrift „Gespaltenes Land“ berichtet die Journalistin Jana Hensel über ihre Erfahrungen mit einer Influencerin und einem AfD-Politiker. Die Influencerin war der Auffassung, wer immer nur mit seinesgleichen rede, bringe keinen Wandel. Sie ließ dieser beherzigenswerten Überzeugung jedoch selbst keine Taten folgen. Sie folgte im Netz niemandem, der anders denkt als sie.<sup>99</sup> Der AfD-Politiker Alexander Gauland auch nicht. Allerdings weitete Gauland, so die Beobachterin, sein argumentativ-sprachliches Terrain aus, während sich bei der Influencerin in ihrem Bemühen um Korrektheit die Grenzen des Sagbaren immer mehr verengten. „Es ist, als bedingen sich die beiden Extreme gegenseitig.“<sup>100</sup> Ergebnis: Die Sprache der Mitte gerät zwischen die Mühlsteine. Es gelingt immer weniger, über ein Thema zu reden, das unser Gemeinwesen elementar betrifft. Dabei gibt es doch diese Mitte, die sich keiner dieser beiden Randzonen zugerechnet sehen möchte. Sie wäre vermutlich stark genug, die Diskussion zu dominieren. Aber sie ist sprachlos geblieben.<sup>101</sup> Warum eigentlich? Gibt es eine Zunahme antidemokratischer Einstellungen, die bereits die Mitte, den demokratischen Mainstream, unterhöheln, wie eine Bielefelder Untersuchung nahelegt?<sup>102</sup> Schlagen

---

<sup>97</sup> Peter Graf Kielmansegg: Über Migration reden, in: FAZ vom 4.2.2019, S. 6.

<sup>98</sup> Olaf Zimmermann und Gabriele Schulz: Ich, ich, ich! Wer nicht für mich ist, ist gegen mich oder warum der ‚zelotische Eifer‘ auch den Kulturbereich zunehmend prägt, in: Politik & Kultur 4/2019, S. 3.

<sup>99</sup> Jana Simon: Gespaltenes Land, in: Zeitmagazin vom 11.4.2019, S. 40.

<sup>100</sup> Ebd.

<sup>101</sup> Kielmansegg 2019, S. 6.

<sup>102</sup> Ulrich Schnabel im Gespräch mit Andreas Zick, in: DIE ZEIT vom 2.5.2019, S. 34.

antidemokratische Einstellungen in unzivile Handlungen um? Die Bahn verzeichnete 2017 beispielsweise 2550 Übergriffe auf Zugbegleiter, rund 700 mehr als zwei Jahre zuvor.<sup>103</sup> Und dies ist nur ein Beispiel für nachlassendes ziviles Verhalten, das republikweit beklagt wird.

Der Althistoriker Christian Meier wurde in einem Interview gefragt, ob seiner Meinung nach Streit das Gemeinwesen zusammenhält. Er wies darauf hin, dass sich auf diese Weise Alternativen zum Bestehenden bilden. Aber es komme auch vor,

dass sich in Krisen keine Alternative bildet. Dann ziehen die sich hin, dann sucht man sein Heil oft bei angeblich großen Männern. Denn Menschen mögen es nicht, dass sie (und ihre Gemeinwesen) wehrlos sind. Ich vermute, dass wir irgendwann dazu kommen werden, doch wieder mehr von Interessen als von den vielbeschworenen Werten zu sprechen. Was machen Sie, wenn auf einmal 1 Million Afrikaner bei uns zuwandern will? Wollen Sie dann noch von Werten reden?<sup>104</sup>

Der Ratschlag des erfahrenen, über neunzigjährigen Althistorikers lautet also: Wenn Vernunft und Zivilität wieder die Auseinandersetzungen bestimmen sollen, dann muss es gelingen, das Machbare kompromissbereit über das Wünschbare zu stellen: Interessenbezogenheit über Wertbezogenheit. Wertbezogenheit kommt, wie 1968, wenn auch vornehmlich unter entgegengesetzten politischen Vorzeichen, als Betroffenheitskult daher.<sup>105</sup> Empörung schaltet sich vor Wissen und die eigenen Begrenztheiten sind kein Anlass zur Selbstkritik oder gar Antrieb, es besser zu machen, sondern ein willkommenes Mittel zur Anklage.<sup>106</sup>

Lässt sich die Entwicklung denn umkehren? Folgt man Ulrich Becks einflussreichem Buch „Risikogesellschaft“, dann sind die Brüche und Klüfte, die hier beschrieben wurden, Ausdruck des Ringens zweier gesellschaftlicher Entwürfe: der soliden versus der liquiden Moderne.

Plötzlich wird alles unsicher: die Form des Zusammenlebens, wer wo wie was arbeitet, die Auffassungen von Sexualität und Liebe und ihre Einbindung in Ehe und Familie, die Institution der Elternschaft zerfällt in das Gegeneinander von Mutterschaft und Vaterschaft; Kinder mit der in ihnen enthaltenen, jetzt anachronistisch werdenden Bindungsintensität werden zu den letzten Partnern, die nicht gehen. Es beginnt ein allgemeines Ringen und experimentieren mit „Wiedervereinigungsformen“ von Arbeit und Leben, Haus und Erwerbsarbeit usw. Kurz gesagt: das Private wird politisch, und dies strahlt auf alle Bereiche aus.<sup>107</sup>

Das Private und das Gesellschaftliche sind in der liquiden Moderne nicht mehr zu trennen, wie auch der Blick in die Mails auf Smartphone oder Laptop zeigt. Jeder muss sich seinen Lebensweg aussuchen und seinem Leben einen Sinn und ein Ziel geben, so wie es auch

---

<sup>103</sup> dpa: Mehr Gewalt gegen Mitarbeiter der Bahn, in: Der Tagesspiegel vom 22.12.2018.

<sup>104</sup> Christian Meier im Interview mit Jürgen Kaube und Simon Strauß: „Weil wir Anarchiker waren“, in der FAZ vom 16.2.2019, S. 36 und 38.

<sup>105</sup> Vgl. Cora Stephan: Der Betroffenheitskult. Eine politische Sittengeschichte. Berlin 1993, heute wieder brand-aktuell.

<sup>106</sup> Hanna Bethke: Wutschüler, in der FAZ vom 7.5.2019, S. 9.

<sup>107</sup> Ulrich Beck: Risikogesellschaft. Frankfurt 1986, S. 180.

Gemeinschaften tun müssen – von der Partnerschaft (wie lange? Ehe? Kinder? Mit oder ohne Heirat?) bis zur Staatengemeinschaft.<sup>108</sup>

Dreierlei charakterisiert den Übergang von der soliden zur liquiden Moderne: Erstens folgt dem großen Wandel (ein Dauerprozess!) mit seinen individuellen Veränderungen der institutionelle Umbau in der konkreten Lebensumwelt nur zögerlich. Ein Beispiel ist die veränderte Rolle der Frau, der lange Zeit das Angebot an Kitaplätzen nicht entsprach. Die Anpassung war aber hierzulande politisch gewollt; durch eine gesetzliche Selbstverpflichtung wurden Länder und Kommunen zum Nachvollzug gezwungen. Beck spricht davon, dass man die neuen ‚runden‘ Menschen nicht in die alten ‚eckigen‘ Schachteln der Vorgaben des Arbeitsmarktes, des Beschäftigungssystems, des Städtebaus, der sozialen Sicherungssysteme usw. zwängen könne.<sup>109</sup> Zweitens ist der Übergang von der einen in die andere Moderne weltweit unterschiedlich weit entwickelt und es gibt zudem Gegenströmungen in einer Stärke, wie sie mancher Beobachter heute nur erschreckt und irritiert zur Kenntnis nehmen kann. Drittens drängen gerade auch prinzipiell offenere Systeme auf Regeln und Ordnung, befördert durch neue technische Möglichkeiten, die im Ergebnis rigider sein können und die neue Freiheit der Entscheidung ad absurdum führen. Beispiel: Familienerziehung findet im Diskurs statt, die Kinder haben die Freiheit, ihre Freizeit nach Gusto zu gestalten, werden jedoch, vorgeblich zu ihrer eigenen Sicherheit, mittels einer Smartphone-App ohne Unterbrechung geortet.

Den Unterschied zwischen diesen beiden Welten illustriert das folgende Zitat, gleichzeitig die Schwierigkeit des Individuums, sich in der zweiten Moderne zurechtzufinden:

Sie verhalten sich der Welt gegenüber wie Jäger – während man in der ‚soliden‘ Moderne, eingeehgt in Gemeinschaftszwänge, eher wie ein Gärtner agierte und in vormodernen Zeit nach Art eines Wildhüters die Fauna zu bewahren suchte.<sup>110</sup>

Sind die Reaktionen vieler Menschen Ausdruck einer weitgreifenden Überforderung? Hartmut Rosa spricht von der „Logik sozialer Beschleunigung“ und konstatiert in dieser neuen „Do it yourself“-Welt deutlich mehr Negatives als Positives. Er behauptet:

Moderne Subjekte können mithin als kaum durch ethische Regeln und Sanktionen eingeschränkt und daher als ‚frei‘ verstanden werden, während sie doch durch weitgehend unsichtbare, entpolitisierte, nicht diskutierte, untertheoretisierte und nicht artikulierte Zeitregime rigoros reguliert, beherrscht und unterdrückt werden.<sup>111</sup>

Damit ist die Reihe der Unerfreulichkeiten, die die zweite fluide Moderne enthält, noch nicht erschöpft. Andreas Reckwitz beschreibt den gesellschaftlichen Strukturwandel damit, „dass

---

<sup>108</sup> Baumann 2010, S. 92 (sinngemäß).

<sup>109</sup> Beck 1986, S. 181.

<sup>110</sup> Baumann 2010, S. 177.

<sup>111</sup> Hartmut Rosa: Beschleunigung und Entfremdung. Berlin 2013, S. 8.

die soziale Logik des Allgemeinen ihre Vorherrschaft verliert an die soziale Logik des Besonderen<sup>112</sup>, die nun das Primat erhält.

Im Modus der Singularisierung wird das Leben nicht einfach gelebt, es wird *kuratiert*. Das spätmoderne Subjekt *performed* sein (dem Anspruch nach) besonderes Selbst vor den Anderen, die zum Publikum werden.<sup>113</sup>

Die Zurückweisung des Allgemeinen ist gleichzeitig eine Absage an den Aufwand, mit anderen Menschen als mit seinesgleichen zu verkehren. Die Folge könnte sein, dass die Ambiguitätstoleranz innerhalb der Gesellschaft abnimmt – mit fatalen Folgen für die Politik, die Gesellschaft und die Künste.<sup>114</sup>

So unterschiedlich die Begriffe auch sind, die verwendet werden, um gesellschaftlichen Wandel in Worte zu fassen, sie zeigen doch alle Merkmale der zweiten oder liquiden Moderne auf. Die zweite Moderne ist eine USP-Gesellschaft: jede und jeder, einzeln und in Gruppen, bemüht sich um ein Alleinstellungsmerkmal, den unique selling point. Dabei führt dieser Authentizitätswahn paradoxerweise oft zu besonders starker Konformität innerhalb von Gruppen, wie ich merkte, als im Eingang meines Hauses fünf gleiche Mäntel über fünf gleichen Schuhpaaren hingen: Schulfreunde meiner Stieftochter waren zu Besuch, und alle waren gleich individuell. Dass dieser Wandel nicht ohne Gegenströmung vonstattengeht (Aufkleber: „Voll im Trend? Och nö“) ist nicht überraschend. Die Demütigung der Verlierer, vielleicht aber auch die Unzufriedenheit der Sieger über ihre oberflächlichen Gewinne lässt die Sehnsucht nach einem neuen „Wir“ wachsen; es soll sich unterscheiden vom „Wir“ der Kasten- und Klassengesellschaft. Anstelle des sozialen Drucks soll die aus einem Verhandeln gewachsene Einsicht in die Notwendigkeit von Anstrengungen für den Gemeinwohl stehen.

Ich habe diese Argumentation deswegen so ausführlich dargestellt, weil sie zum Verständnis von Heimat führt. Denn liegt der Raum, den Heimat umfasst, nicht zwischen Wagenburg und Leugnung? Und geht es nicht darum, das Verständnis des „Dazwischen“ zu weiten und dabei zu verdeutlichen, dass viel Widersprüchlichkeit und viel Unterschiedlichkeit in dieses Verständnis von Heimat passen? Den einen gefällt dieses Verständnis von Heimat nicht und die anderen finden, überhaupt kein Verständnis sei die richtige Entscheidung. Die Kirche nun hat die Chance, bei der Diskussion um „Mainstream Heimat“ eine zentrale Rolle zu übernehmen. Genauer: Sie besitzt diese Rolle schon, sollte sie aber bewusster wahrnehmen.

## **Warum das Gegensatzpaar Weltbürger gegen Heimatbürger nicht wirklich trägt**

---

<sup>112</sup> Andreas Reckwitz. Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin 2017, S. 11.

<sup>113</sup> Ebd. S. 9.

<sup>114</sup> Dies beobachtet ausführlich der Islamforscher Thomas Bauer: Die Vereindeutigung der Welt: Über den Verlust an Mehrdeutigkeit und Vielfalt, Stuttgart 2018.

Es gibt also eine Reihe von Argumenten für die Plausibilität des Gegensatzpaares Welt- versus Heimatbürger. Speziell in Deutschland tut man sich aus Verlegenheit im Umgang mit einem im Dritten Reich vergifteten und danach belächelten Heimatbegriff schwer mit einer Neuauflage, die als Verbindungsbrücke dienen soll. Illustrieren lässt sich diese Scheu mit einem internationalen Vergleich. Demnach finden nur 29 Prozent der befragten Deutschen, dass Sitten und Gebräuche wichtig sind, nur in Schweden liegt der Wert noch niedriger (26 Prozent), in fünf der ausgewiesenen Länder ist er mehr als doppelt so hoch (Kanada, Großbritannien, Polen, Griechenland, Ungarn). In den Erläuterungen heißt es: „In Deutschland geben vor allem die weniger Gebildeten, die weniger Verdienenden und politisch konservativeren an, Kultur und Bräuche seien sehr wichtig.“<sup>115</sup>

Christophe Guilluy weist auf eine unsichtbare Grenze zwischen den Eliten und dem Rest hin – einer Mauer des Geldes. Erst wer dadurch geschützt sei, plädiere für die Abschaffung der Grenzen zwischen den Ländern, Kulturen, Menschen. Für die einfachen Menschen aber gibt es keinen Schutz.<sup>116</sup> Neue Spaltungen und „neuartige Ungleichheitskonflikte“<sup>117</sup> zeichnen sich ab. Bernd Stegemann wirft den kosmopolitischen Eliten gar vor, diese würden Entrüstungsthemen rund um Gender und Rasse künstlich hochziehen, um vom eigentlichen Problem, der immer noch offenen Klassenfrage, abzulenken, sie zu einem uncoolen Projekt zu machen. Dabei gelte doch weiterhin, dass der größte Diskriminierungsfaktor der Welt die Armut sei.<sup>118</sup> Ein Mitstreiter Stegemanns in der linken Sammlungsbewegung ‚Aufstehen‘ verdeutlicht an einem Beispiel, wie die Debatten um Gender und Rasse mit der Konsequenz geführt werden, dass anderen gesellschaftlichen Spannungsverhältnissen weit weniger Aufmerksamkeit eingeräumt wird:

Gehen Sie auf eine hauptsächlich von Linken besuchte Feier, dann äußern Sie dort besser nicht, die Bandenkriminalität nähme zu und verlange nach einer Antwort des Staates. Den Verdacht auf Rassismus werden Sie den Abend nicht mehr los.<sup>119</sup>

Die Darmstädter Soziologin Cornelia Koppetsch spricht von einer gesellschaftlichen Brisanz des Heimatbegriffs<sup>120</sup> und möchte zwischen den Fortschrittlichen und Beweglichen einerseits und den „Heimat-als-Schicksal“-Anhängern andererseits unterschieden wissen. Sie attestiert den vermeintlich offenen Kosmopoliten, dass deren kulturelle Offenheit durch ein „hochgradig effektives Grenzregime“ kompensiert wird. Das kann vieles sein: vom mehrfach abgesicherten Eigenheim über den SUV, die Privatschule, die Privatuniversität, die Auslandszeit als

---

<sup>115</sup> Infografik „Identität“ in DIE ZEIT vom 9. März 2017. Als Quelle wird eine Studie des Pew Research Center „What It Takes to Truly be ‚One of Us‘“ vom Febr. 2017 angegeben.

<sup>116</sup> Guilluy zitiert nach Jürg Altwegg: Verdammte der Globalisierung, in: FAZ vom 27.11.2018, S. 1.

<sup>117</sup> Cornelia Koppetsch: In Deutschland daheim, in der Welt zu Hause? Der Heimat-Diskurs und die Transnationalisierung von Klassenstrukturen, in APUZ Nr. 48/2018.

<sup>118</sup> Bernd Stegeman: Nichts diskriminiert mehr als Armut. Interview, in: FAS vom 25.11.2018, S. 41. Stegeman ist einer der maßgeblichen Träger der Bewegung „Aufstehen“, die, ins Leben gerufen von Sarah Wagenknecht, aus der politischen Randlage nicht herausgekommen ist.

<sup>119</sup> Martin Höpner: Wacht endlich auf aus dem linksliberalen Schlaf! in: FAZ vom 17.8.2018, S. 12.

<sup>120</sup> Koppetsch 2018. Alle weiteren Zitate aus der gleichen Quelle.

Schüler und Student, die Ferien an Orten, die teurer sind u.v.m. Eltern melden sich in Stadtteilen als wohnhaft an, in denen sie ihre Kinder in der Schule ihrer Wahl anmelden wollen, dies aber nicht können, wenn sie nicht im Quartier wohnen. Sind wir auf dem Weg zu einer deutlich diversifizierteren Gesellschaft als vordem? Man kann das beklagen oder kritisieren, darf aber nicht Ursache und Wirkung verwechseln. Cornelia Koppetsch fasst unter dem Begriff Kosmopoliten „urbane Akademiker“, für die der „Umgang mit Kultur und Wissen auch jenseits der Grenzen der nationalen Gesellschaft im Mittelpunkt der Lebensführung“ stehe.<sup>121</sup> Adam Soboczynski zitiert den DDR-Philosophen Ernst Hoffmann, der 1949 die Weltanschauung des Kosmopoliten als „zynische Verachtung aller moralischen Bindungen und Verpflichtungen gegenüber seiner Nation“ beschrieben wird, eine Steilvorlage zur Stalin-Kampagne mit Schauprozessen in allen Satellitenländern gegen Juden als wurzellose Kosmopoliten. Im gleichen Beitrag zitiert der Autor den AfD-Vorsitzenden Alexander Gauland mit seiner heftigen Sottise gegen die urbane Elite, die sozial unter sich bleibe, aber kulturelle Buntheit propagiere.<sup>122</sup> In der Tat geht es wohl um die Beschreibung eines Phänomens oder die Aktivierung des vermeintlichen Phänomens zur politischen Nutzung, nämlich um den Zorn auf die Eliten. Koppetsch spricht von „Gefühlen der Kränkung, die sich über Ressentiments ihren Weg in den Zorn bahnen“, wobei die Kränkung verschiedene Ursachen haben könne. „Man kann es beispielsweise auf die Enttäuschung von Ansprüchen zurückführen, die zwar stimuliert, aber nicht erfüllt werden oder über deren Verfügbarkeit man sich falsche Vorstellungen das Gefühl der Kränkung ist dann die Folge des gescheiterten Versuchs, alte Erwartungen auf eine Gesellschaft zu übertragen, die sich verändert.“<sup>123</sup>

Wahr ist aber auch, dass es eine kosmopolitische Arroganz gibt, die sich in Argumenten moralischer Überlegenheit äußert und den Besorgten, die sich dort, wo sie sind, nicht mehr beheimatet fühlen, kein Verständnis entgegenbringt. Was aus extremer kosmopolitischer Position gefordert wird („Keine Nation! Keine Heimat! Offen für alle“) müssten, so lautet die Kritik, jene, die sie predigen, nicht auslöffeln.

#### **2.4. „Unerhört!“**

Wie reagiert die Kirche in dieser chancenreichen, widerspruchsvollen Situation richtig?

Die Diakonie hat in jüngerer Zeit mit zwei Kampagnen versucht, ihren konstruktiven Beitrag zu solidarischerem Zusammenleben zu liefern: „Wir sind Nachbarn. Alle.“<sup>124</sup>, Schwerpunkt-

---

<sup>121</sup> So bei Adam Soboczynski: Die verhassten Weltbürger, in: Die Zeit Nr.47/ 2018 vom 14.11.2018. Dieser Beitrag hat 433 Kommentare ausgelöst.

<sup>122</sup> Ebd.

<sup>123</sup> Interview (Thomas Thiel) mit Cornelia Koppetsch: Die neuen Eintrittskarten in höhere Kreise, in: FAZ Nr. 181 vom 7.8.2019 S. N4.

<sup>124</sup> <http://www.wirsindnachbarn-alle.de/>.

thema 2015-2017, und aktuell „Unerhört!“<sup>125</sup> Hinzu kommt das gleichnamige Buch mit dem Untertitel „Vom Verlieren und Finden des Zusammenhalts“ des Diakoniepräsidenten Ulrich Lilie.<sup>126</sup> Er plädiert für „Räume des offenen, absichtslosen Gesprächs und des Zuhörens, in denen sich Menschen über die Erfahrungen hinter ihren Werten austauschen. Es geht um Verstehen und nicht um reflexhafte Abwehr.“<sup>127</sup> Kulturkundige und kultursensible Moderatoren sollen helfen, „die Menschen aus ihren Blasen, Milieus und Communities herauszulocken und für mehr Gemeinsinn zu gewinnen.“<sup>128</sup> Lilie sieht Kirche und Diakonie ebenso wie alle anderen Akteure der Zivilgesellschaft in der Pflicht und träumt davon, dass beide Institutionen sich stärker als *ein* Mitspieler unter anderen in die zivilgesellschaftlichen Prozesse einbringen.<sup>129</sup> Das ist eine Steilvorlage zu meiner Eingangsthese.

Die Diakonie Deutschland hat mit der Kampagne „Unerhört“ den Versuch verbunden, Gruppen, die sich an den Rand gedrängt fühlen, zu ermutigen, wieder Zuversicht zu fassen. Stärkung durch Zuhören. Der Präsident geht mit gutem Beispiel voran und besucht Quartiere, die aus seiner Sicht im Abseits liegen. Er formuliert sein Anliegen so:

Wir leben in Zeiten von populistischen Krachmachern und medialen Krawallmachern. Gleichzeitig steigt die Zahl derer, die das Gefühl haben, mit ihren Anliegen und Geschichten kein Gehör zu finden. Deswegen geht es in diesem Buch um das Hören, genauer gesagt um das Zuhören. Denn die Kunst des Zuhörens droht in der ‚unerhörten Gesellschaft‘ auf den Hund zu kommen.<sup>130</sup>

Diesen Sätzen möchte man ohne weiteres zustimmen. Zu Recht? Um die Aussage zu überprüfen, dass populistische Krachmacher und mediale Krawallmacher bestimmend wirken wie nie, bedürfte es einiger Erklärungen, die aber im Text nicht erfolgen. Gleiches gilt für die Behauptung, dass immer weniger Menschen Gehör fänden. Allerdings ist diese Behauptung gegen jede empirische Überprüfung durch den Zusatz „die das Gefühl haben“ weitgehend immunisiert. Die dritte Behauptung lautet, das Zuhören drohe auf den Hund zu kommen. Auch diese Behauptung ist weitgehend der empirischen Überprüfung entzogen. Gleiches gilt für die komplementäre Behauptung, „die da oben lebten in einer Blase fern vom Bürger.“ Nun würde man dem Verfasser Unrecht tun, wenn man unterschläge, dass der Text wichtige Differenzierungen enthält. Beispiel: „Die grassierende Empörungslust kennt kein politisches Lager.“<sup>131</sup> Lilie konstatiert einen hysterischen Debattenstil, ohne sagen zu können, wann der Stil so entglitten sei.<sup>132</sup> Er stimmt Ulrich Beck zu, der inhaltliche Antipoden wie Sarrazin und Hessel („Empört Euch“) als unterschiedliche Flügel des gleichen, oft erbittert ausgetragenen

---

<sup>125</sup> <https://www.diakonie.de/unerhoert/>.

<sup>126</sup> Ulrich Lilie: Unerhört! Vom Verlieren und Finden des Zusammenhalts. Freiburg 2018.

<sup>127</sup> Ebd. S. 42-43.

<sup>128</sup> Ebd. S. 43.

<sup>129</sup> Ebd. S. 146-147. Hervorhebung im Original.

<sup>130</sup> Lilie 2018, S.9.

<sup>131</sup> Ebd. S. 10.

<sup>132</sup> Ebd. S. 106.

Widerstands gegen die Kosmopolitisierung der Welt verstanden habe.<sup>133</sup> Der Autor insinuiert auch, dass vermeintlich linksliberal-kosmopolitische Menschen häufig besonders engstirnig seien.<sup>134</sup> Beides sind gerade auch im kirchlichen Raum durchaus Behauptungen, die heftig in Frage gestellt werden könnten.

Was ist das Ziel, das sich die Diakonie mit ihrer „Unerhört“-Kampagne gesetzt hat? Ihr Präsident möchte mithilfe kulturkundiger und kultursensibler Moderatoren, die Kooperationen und Dialoge sorgfältig vorbereiten und moderieren, Menschen wachrütteln und aus ihren Blasen, Milieus und Communities herauslocken, sie für mehr Gemeinsinn gewinnen.

Selbstverständlich bleiben die Unbelehrbaren, Rassisten und Fundamentalisten, die weder an ernsthaften Dialogen noch an menschlichen Kooperationen interessiert sind. Die gibt es überall und in allen Spielarten der Religionen und Weltanschauungen. Sie gilt es kompromisslos mit allen Mitteln des Rechtsstaats zu bekämpfen.<sup>135</sup>

Die Schwierigkeit zu entscheiden, wo die Trennlinie zwischen den Belehrbaren und den Unbelehrbaren zu ziehen ist, problematisiert der Autor ebenso wenig wie die Kampagne. Auch die Frage, ob die Unerhörten tatsächlich unerhört sind und ob darunter welche sind, die besser unerhört bleiben, wird nicht geklärt. Ob die Kampagne tatsächlich hilft, vom „Tonfall der Angst“ zu einer „gemäßigten Betriebstemperatur der notwendigen Debatten zurückzufinden“,<sup>136</sup> oder ob sie im Gegenteil Ängste vergrößert und Betriebstemperaturen erhöht, ließe sich wohl nur durch eine sehr umfangreiche Begleitforschung herausfinden, wenn überhaupt.

Was sind dann eigentlich die Motive des Absenders? Oder handelt die Diakonie völlig interesselos? Absicht der Kampagne und auch des Buches von Ulrich Lilie ist es, den Blickwinkel auf die Nachbarschaft, das Quartier, zu lenken. Insbesondere auf den Berliner Bezirk Marzahn-Hellersdorf, den er sich in Begleitung der Bundestagsabgeordneten Petra Pau (Die Linke) angeschaut hat, und auf Mattheck, einen Stadtteil von Moers, den er an der Seite des langjährigen SPD Bundestagsabgeordneten Siegmund Ehrmann besucht hat. Dies verdeutlicht Lilies Bedürfnis, tatsächlich zu den Unerhörten vorzustoßen. Ich erwähne die Politiker als Türöffner, weil die auch bei Lilie nicht ganz unterdrückte Neigung, „der Politik“ Bürgerferne zu attestieren, am praktischen Beispiel widerlegt wird. Besonders nachdenklich stimmt Lilie das Beispiel Moers-Mattheck, eine ehemaligen Bergarbeitersiedlung, in der sich die Mieterstruktur in letzter Zeit durch Zuzug von Menschen sehr verändert habe, „die sich im sozialen Verhalten und besonders im Lärmverhalten nicht an die bisherigen Gepflogenheiten im Hause“<sup>137</sup> gehalten hätten, wie es in gewundener Beschreibung heißt. Es seien, berichtet ein Altmietler, nicht die Familien das Problem, sondern eher junge oder alleinstehende Män-

---

<sup>133</sup> Ebd. S. 109.

<sup>134</sup> Ebd. S. 55.

<sup>135</sup> Ebd. S. 43.

<sup>136</sup> Ebd. S. 110 und S. 113.

<sup>137</sup> Ebd. S. 91.

ner, die jetzt hier wohnen. Der Mieterrat fühle sich allein gelassen. Ein Stadtteil könne nur begrenzt soziale Probleme kompensieren. Ergebnis: Partielle Entheimatung in der Heimat: Sie verlieren „ihr Zuhause an Fremde mit fremden Verhaltensweisen und fühlen sich wehrlos ausgeliefert.“<sup>138</sup> Wahlerfolge der AfD in diesem ursozialdemokratischen Quartier (13,45 Prozent Erststimmen, 14,1 Prozent Zweitstimmen bei der Bundestagswahl 2017) sind die Konsequenz.

Es bleibt die Frage nach der Rolle der Kirche. Initiativen zur Gemeinwesenausrichtung, wie beispielsweise jene, die unter dem Dach „Kirche findet Stadt“ gebündelt werden, plädieren für ein stärkeres Engagement der Kirchen im Quartier. Diese ökumenisch angelegte Aktion, mitgetragen von Diakonie und Caritas, den beiden weithin vom Staat bezahlten Wohlfahrtsorganisationen der Kirchen, möchte insbesondere christliche Akteure wie Kirchengemeinden unterstützen. Sie sollen im Quartier aktiver werden als bisher, gemeinsam mit anderen kirchlichen oder nicht kirchlichen Organisationen sowie staatlichen Stellen, insbesondere Kommunen. Der Veränderungswille erfuhrt durch die Flüchtlingshilfe starken Rückenwind. Im Jargon der Sozialbürokratie liest sich die Neuausrichtung so:

In den Wohlfahrtsverbänden findet derzeit ein Umsteuern statt, das mit den Konzepten „Sozialraumorientierung der Caritasarbeit“ und „Gemeinwesendiakonie“<sup>139</sup> die Öffnung des kirchlich-verbandlichen Engagements in das Gemeinwesen, den Nahraum, stärker in den Mittelpunkt rückt. Mit der Erprobung neuer Kooperationsformen sollen bewährte Arbeitsprinzipien und fachliche Professionalität für neue Zusammenhänge und Allianzen gewonnen werden. So entwickeln sich „Erfahrungsräume“ vor Ort, die für die weitere Überzeugungsarbeit, auch gegenüber erforderlichen Innovationen im institutionellen Rahmen, notwendig sind. Zielgruppen und Sektoren übergreifendes Handeln und das Bündeln finanzieller und immaterieller Ressourcen unterschiedlichster Art und Reichweite ist eine institutionelle Innovation, die sich auch in der Umsetzung der Prinzipien integrierter Stadtentwicklung als komplex erweist.<sup>140</sup>

Treibende Kräfte kommen aus Diakonie und Caritas, die eine Wiederverknüpfung von Mission und Diakonie im nachbarschaftlichen Handeln mit einem neuen Mix von Haupt- und Ehrenamtlichen anstreben. Dieser Weg ist schwierig und heute eher Wunschbild als Realität.<sup>141</sup> Die Wiederverknüpfung liegt jedoch im Interesse der kirchlichen Wohlfahrtsverbände, wenn sie den Wünschen der alternden Gesellschaft, beispielsweise dem Wunsch, möglichst lange in den eigenen vier Wänden wohnen zu bleiben, mit ihren Hilfsangeboten folgen wollen, und sie liegt im Interesse der Kirchengemeinden. Denn verglichen mit Caritas und Diakonie sind

---

<sup>138</sup> Ebd. S. 93.

<sup>139</sup> Die beiden kirchlichen Wohlfahrtsverbände verwenden unterschiedliche Begriffe für die gleiche Sache. Man hätte die Wissenschaftler beider Seiten in ein Konklave stecken sollen. Zur Rolle der Gemeinwesendiakonie innerhalb des Diskurses von Kirche und Zivilgesellschaft kommt mit der Dissertation von Adrian Schleifenbaum ein wichtiger Beitrag in den kirchlichen Diskurs: „Gute Nachbarschaft! – Eine zivilgesellschaftliche Kirchentheorie mit einer anschließenden Untersuchung zu den Fresh Expressions of Church und der Gemeinwesendiakonie“, eingereicht bei Professor Helmut Schwier in Heidelberg 2019.

<sup>140</sup> <http://www.kirche-findet-stadt.de/index.php/praxis-vor-ort>.

<sup>141</sup> So berichtet Frank Düchting: „Natürlich frage ich auch diakonische Akteure danach, wie sie in der Beratung, in der Pflege oder in der Unterstützungsarbeit stadtteilorientiert arbeiten können. Wenn es ganz gut geht – und das ist in meinen Gesprächen bisher die absolute Ausnahme – dann arbeiten Kirchengemeinden und Diakonische Einrichtungen im und für den Stadtteil eng zusammen.“ (Düchting 2013).

„Kirchengemeinden eigentlich überflüssig“<sup>142</sup>, wenn es nicht gelingt, ihnen den Nachbarschaftssinn essenziell einzupflanzen. Klaus Dörner, der unermüdliche Missionar einer ‚Caring Community‘, sagt zur Verantwortung von Kirchengemeinden: „Ihr müsst eure Besuchsdienste umwandeln in Nachbarschaftsvereine.“<sup>143</sup>

Wenn sich die Kirche voll auf die Bürgergesellschaft einlässt, kann sie zeigen, so der Zivilgesellschaftsexperte Loring Sittler, „welchen konkreten Nutzen sie für das tägliche Leben stiftet.“<sup>144</sup> Er hält es für einen „großen Fehler, wenn Christen ihr soziales Engagement nur rein karitativ begründen. Mit dieser Untertreibung verstecken sie die überzeitliche, spirituelle Dimension.“ Und danach gebe es Nachfrage, die nirgendwo angemessen befriedigt werde.<sup>145</sup> Gleicher Meinung ist Holger Backhaus-Maul: „Auch in einer säkularisierten Welt suchen Menschen einen Sinn. Kirche ist nicht obsolet geworden.“<sup>146</sup>

Die Einflussgruppen der Kirche, die weit über die Kirchenmitglieder hinausreichen, sollten glaubwürdig erreicht werden. Es geht um eine Verbesserung der Wahrnehmung, der Relevanzzuschreibung und des Reputationsgewinns im schwieriger gewordenen Wettbewerb. Voraussetzung ist natürlich, dass die eigene Klientel sich von der Vorstellung löst, die Gesellschaft sei so säkular, dass man religiöse Anliegen in ihr überhaupt nicht artikulieren könne.<sup>147</sup> Dann bietet das Engagement im kirchlichen Kontext eine Chance.<sup>148</sup> Bürgerschaftliches Engagement könnte also vielen zugutekommen: der Bürgergesellschaft vor Ort, dem einzelnen Bürger, der Kirche vor Ort, sowohl der Kirchengemeinde als auch jedem einzelnen Mitglied. Freilich: Die Vorstellung eines gesellschaftlichen Engagements durch die Kirche, bei der auf den christlichen Prägestempel verzichtet wird, ist erklärungs- und gewöhnungsbedürftig.<sup>149</sup> Es geht nicht darum, diesen Weg, das sei hier nochmals unterstrichen, als einen Aufruf zum reinen Sozialengagement durch die Kirche zu verstehen. Es ist gerade das religiöse Eigeninteresse, das den Wert von Kirche und Religion als „Kosmos kreativen Eigen-

---

<sup>142</sup> Interview mit Klaus Dörner.

<sup>143</sup> Ebd.

<sup>144</sup> Loring Sittler im Interview. Sittler war Hauptverantwortlicher des einige Jahre sehr erfolgreichen Generali Zukunftsfonds, der insbesondere zum Thema Alter und Engagement wichtige Impulse setzte, bevor ein neuer CEO dem Fonds in dieser Ausrichtung den Garaus machte und die Ressourcen der Öffentlichkeitsarbeit zuordnete. Ein geradezu klassischer Fall einer Selbstbeschädigung, nachdem die vorherige Unternehmensführung die Maßnahme als gescheite Investition als Kuppelprodukt im Sinne von CSR (wie im Text an anderer Stelle erläutert) angestoßen und begleitet hatte.

<sup>145</sup> Ebd.

<sup>146</sup> Interview mit Holger Backhaus-Maul.

<sup>147</sup> Karl Gabriel: Kirchen zwischen Institution und Bewegung, in: Forschungsjournal Soziale Bewegungen 1/2015, S. 22.

<sup>148</sup> Cornelia Coenen-Marx: Engagement und Berufung: Die Kirchen als profilierte Bündnispartner in der Zivilgesellschaft, in: Forschungsjournal Soziale Bewegungen 1/2015, S. 107-112.

<sup>149</sup> Gabriel 2015, S. 22 spricht vom notwendigen Verzicht auf „eine Sonderrolle jenseits der Zivilgesellschaft als Letztgaranten und Wächter der gesellschaftlichen Totalität, als Träger einer die Gesellschaft als Ganzer integrierenden Zivilreligion.“

sinn<sup>150</sup> ausmacht. Auf den Punkt gebracht: „Zivilgesellschaftliche Leistungsfähigkeit hängt von der Stärke religiöser Kommunikation ab.“<sup>151</sup>

Um der skizzierten Entwicklung in Kirche und Gesellschaft zu begegnen, ist dieser Weg jetzt verstärkt zu erproben. Emotionaler Rückhalt von Veränderern durch die Kirchenleitung gehört in jedem Fall dazu, wie der anglikanische Bischof John Finney schön beschreibt: „Und wenn ich heute eine Pfarrei besuche, dann stelle ich auch immer die Frage: Was probiert ihr denn heute gerade aus?“<sup>152</sup> Kirche und Gesellschaft können aktives Handeln, das keine Angst vor dem Scheitern hat, zu beiderseitigem Vorteil gut gebrauchen.

### **3. Wie die Kirche anderen und sich helfen kann**

#### **3.1. Warum sich die Kirche stärker öffnen sollte**

##### **Kirche als fremde Heimat?**

Wünschenswert ist ein Zustand, in dem der Einzelne sich, dem Nächsten und dem System vertraut, einem System, das idealerweise aus parlamentarischer Demokratie, sozialer Marktwirtschaft sowie Bürger- und Zivilgesellschaft zusammengesetzt ist. Denn aus diesem Vertrauen erwächst Zutrauen in die Zukunft und größere Offenheit für Veränderungen, auch wenn diese in den sogenannten entwickelten Gesellschaften als tiefergreifende Abverlangungen auf die Bevölkerung zukommen. Vertrauensverluste sind kontraproduktiv und werden hier als Entheimung charakterisieren. Die Institution Kirche mit all ihren Organisationen ist ein wichtiger Faktor der Beheimatung und kann ein noch bedeutenderer Faktor werden.

Kirche beheimatet? Verliert die Kirche nicht rapide an Bindungskraft und somit an der Fähigkeit, Menschen Heimat zu sein? Ende des vorigen Jahrhunderts bewies die EKD schon mit dem Titel ihrer dritten Mitgliederbefragung, dass sie sich von niemandem darin übertreffen lassen will, ihre Krisensymptome niederschmetternd zu formulieren: 1992 hieß es,

---

<sup>150</sup> Gerhard Wegner: Religiöse Kommunikation und Kirchenbindung. Leipzig 2014, S. 10.

<sup>151</sup> Ebd. S. 7.

<sup>152</sup> Zitiert nach Philip Elhaus, Christian Hennecke (Hg.): Gottes Sehnsucht in der Stadt. Auf der Suche nach Gemeinden für morgen. Würzburg 2011, S. 99.

dass die Kirche vom Großteil ihrer Mitglieder irgendwie als Heimat empfunden wird, als auch: Die Heimat ist inzwischen vielen fremd geworden. Das ist ein biografischer Ablösungsprozess. Voraussetzung eines solchen Prozesses ist allerdings die vorherige Beheimatung. Heimat ist nicht ausschließlich, aber vornehmlich an die Kindheit geknüpft. Deshalb erfolgt auch die religiöse Beheimatung in der Kindheit, was nicht ausschließt, dass man im späteren Lebenslauf auswandert und eine andere Heimat findet. Doch selten wird von einer zweiten oder dritten Heimat die gleiche existentielle Tiefe erreicht, wie sie in der Kindheit geprägt wird.<sup>153</sup>

Wer 1992 den Weg in die Kirche nicht fand, erstmalig in der Generationsabfolge oder schon in der zweiten Generation, wird auch seine Kinder nicht automatisch, d.h. qua Taufe, zum Kirchenmitglied machen. Seitdem ist es folglich nicht gelungen, die Abwanderung bisheriger aufzuhalten oder neue Mitglieder zu gewinnen (was in dem Zitat als weniger wertvoll bewertet wird). Angesichts dieser nicht einfachen Situation für die Institution Kirche, ihre Mitarbeiter und Aktiven – wem macht es schon Spaß, in einer Looser-Organisation engagiert zu arbeiten? – muss ein Weg gefunden werden, der sowohl die Selbstverzweigung als auch ein Ignorieren der Fakten vermeidet.

Der in Deutschland einflussreiche anglikanische Alt-Bischof John Finney spricht von „einer vierfachen Generationenfolge des Glaubenswandels“<sup>154</sup>:

- *Generation eins*: Jeder und jede geht zur Kirche – jede und jeder kennt sozusagen die Basics. Da alle zur Kirche gehen, ist die Kirche der Ort der Evangelisation – durch die Predigt.
- *Generation zwei*: Die Eltern schicken ihre Kinder zur Kirche, aber sie selbst gehen nicht mit.
- *Generation drei*: Die Eltern haben ihre Kinder nicht mehr zur Kirche geschickt. In den achtziger und neunziger Jahren haben wir bei der Zahl der Kinder, die zur Kirche kam, einen starken Rückgang festgestellt. Außerdem erwiesen sich auch die großen missionarischen Kampagnen nicht mehr als effektiv. Wir sind dann zu Glaubenskursen übergegangen.
- *Generation vier*: Niemand geht mehr zur Kirche und niemand weiß – und hat auch noch nie gewusst –, um was es bei dem christlichen Glauben eigentlich geht – abgesehen von der kleinen Zahl der Gottesdienstbesucher.

Diese Grobskizze einer Entwicklung ist jüngst von einem Forscherteam um Bernd Raffelhüschen empirisch weitgehend bestätigt worden.<sup>155</sup> Die Austritte erfolgen zumeist im Alter zwi-

---

<sup>153</sup> Fremde Heimat Kirche, 3. Erhebung zur Kirchenmitgliedschaft (1992), S. 356.

<sup>154</sup> John Finney: Fresh Expressions. Anglikanische Antworten in postmodernen Kirchensituationen. Abgedruckt in Elhaus und Hennecke 2011, S. 96-97. Ich paraphrasiere hier weitgehend seine Ausführungen.

schen 25 und 35. Zwischen 1997 und 2016 verlor die evangelische Kirche jedes Jahr rund 0,7 Prozent ihrer Mitglieder durch Kirchenaustritt, fast drei Viertel der Kirchenmitglieder wollen nicht austreten, der Rest überlegt oder ist entschlossen.<sup>156</sup> Die Hälfte des prognostizierten Abgangs ist demnach beeinflussbar. Einer Diskussion wird allerdings ausgewichen: sowohl von der Kirchenleitung als auch von der Laienbewegung Kirchentag. Beim Dortmunder Kirchentag im Juni 2019 gab es keine Plattform für Raffelhüschens Ergebnis und keine Befragung der Kirchenleitungen zu den Konsequenzen, geschweige denn eine breite Einbeziehung der Teilnehmerschaft. Etwas überspitzt formuliert: Es wird über alles geredet, nur nicht über sich selbst. Hier wäre eine Verbesserung dringend notwendig; der Kirchentag erfüllt seine Mission, Anreger einer Kirche von unten, Inspirator der Kirchengemeindepraxis zu sein, mittlerweile unzureichend.

Die Reaktion der Bischöfe ist aus der Sicht von Kritikern ebenfalls unbefriedigend. Volker Jung, Kirchenpräsident in Hessen (EKHN), antwortet auf die Frage, warum Menschen die Kirche verlassen: „Ich schlage vor, mit gezielten Studien genauer die Motivation herauszufinden. Ich warne aber vor Panikmache.“<sup>157</sup> Statt gezielte Studien zu fordern, kommentiert EKD-Vizepräsident Thies Gundlach lakonisch:

Wer sich mit den Kirchenmitgliedschaftsuntersuchungen in der EKD seit 1973 etwas auskennt und andere kirchen- und religionssoziologische Untersuchungen wahrgenommen hat, den wird es wundern, dass sich so viele wundern über die Zahlen aus Freiburg.

Gundlach wehrt sich auch gegen den Vorwurf, die Kirche hätte nichts getan und erinnert an den Text des Rates der EKD von 2006 „Kirche der Freiheit. Perspektiven für die evangelische Kirche im 21. Jahrhundert.“ Seiner Meinung nach sind die Reform-Bemühungen keineswegs vergeblich gewesen, „der Mitgliederschwund und wäre wohl noch viel dramatischer, wenn die Kirchen nicht seit den 80er Jahren so viele Initiativen zur Mitgliederbindung verfolgt hätten.“ Der weitere Verschmelzungsprozess lasse sich bestenfalls verzögern:

Denn der Trend zur De-Institutionalisierung lässt sich kaum aufhalten, weil er mit der radikalen Individualisierung zu tun hat. Und dieser Trend ist keine Mode, er ist auch keine moralische Frage, sondern die Bedingung unserer spätmodernen Gesellschaft, die den Individualismus fördert – und braucht. Und weil die Kirchen weder einer nationalistischen Gemeinschaft noch einer Rettungsrhetorik des Abendlandes gegen einen erstarkenden Islam das Wort reden wol-

---

<sup>155</sup> Vgl. <https://www.ekd.de/kirche-im-umbruch-projektion-2060-45516.htm>. Hinweise zum Thema liefert am Beispiel der hannoverschen Landeskirche Hilke Rebenstorf: Die evangelische Kirche in Hannover – sind evangelische Christ\*innen im Jahr 2060 nur noch eine kleine Minderheit? in: SI Kompakt 2/2019.

<sup>156</sup> Rebenstorf 2019, S.2-3 mit Zahlen aus einer Umfrage in der hannoverschen Landeskirche. Demnach kommt für 71,2 Prozent der evangelischen und 79,5 Prozent der katholischen Kirchenmitglieder ein Kirchenaustritt nicht in Frage.

<sup>157</sup> „Das kippt jetzt nicht“, Volker Jung im Interview mit der Evangelischen Sonntags-Zeitung (Frankfurt) vom 12.5.2019 S.8. Chefredakteur Wolfgang Weißgerber kommentiert in Bezug auf eine Äußerung des EKD-Ratsvorsitzenden Heinrich Bedford-Strohm, dass die Ausstrahlungskraft der Kirchen und nicht die Zahl ihrer Mitglieder entscheidend sei: „Allerdings wird da bald schon nichts mehr strahlen, sondern allenfalls glimmen.“

len, wollen sie auch keine kraftvollen Protagonisten gegen diese Individualisierung sein. Im Gegenteil: Christen teilen diese Hochschätzung des einzelnen.<sup>158</sup>

Gundlach rät, einerseits mutige Impulse zu setzen und sich andererseits nüchtern auf eine kleiner werdende Kirche innerlich und äußerlich einzustellen. Er findet die Formel „Kirche mit leichtem Gepäck“ treffend. Dies bedeutet aber für ihn nicht, dass die kleiner werdende Kirche in Zukunft weniger selbstbewusst agieren sollte als heute.

Drei Zukunftsszenarien skizziert Johann Hinrich Claussen, der EKD-Bevollmächtigte in Berlin: im Ersten geht es weiter wie bisher, nur eben kleiner und bescheidener, das sei die westdeutsche Perspektive. im zweiten Szenario verschwindet Kirche praktisch aus dem öffentlichen Leben. Claussen nennt dies die tschechische Perspektive. im dritten hört nicht das Christentum auf, aber die lebenslange konfessionelle Bindung an eine große Kirche. Claussen nennt dies die US-amerikanische Perspektive.<sup>159</sup> Leo Penta plädiert für ein Lernen aus Freikirchen, indem das materielle Interesse des Kirchenpersonals als Hebel genutzt wird:

Vertrauenserringung wird dem Kirchenpersonal dringlicher, wenn es weiß, dass die Anzahl der Mitglieder einen unmittelbaren Einfluss auf den eigenen Verdienst hat. Ich glaube, dass die materielle Interessiertheit die Dienstleistungsbereitschaft fördert.<sup>160</sup>

Es wäre zu fragen, ob die tschechische Perspektive unvermeidlich das ist, was in der ehemaligen DDR vonstattengeht. Und es wäre zu fragen, was eine Kombination aus verfasster und freikirchlicher Struktur bringen könnte. Über solche Szenarien müsste die Kirchenleitung mit den Synoden und der Basis nachdenken – und von dort wären die Ergebnisse der Diskussion in die Spitze zu tragen. Allerdings reicht es meines Erachtens nicht aus, das Thema der Zukunft der Kirche ohne eigene Position in die Debatte zu bringen. Das gilt zuvörderst für die Kirchenleitung.

### **Anschlussfähigkeit bewahren und ausbauen**

Die Kirche muss ihre Rolle in der pluralen Demokratie voll und nachdrücklich wahrnehmen. Wer schafft denn die Voraussetzungen für das Funktionieren des Staates, Voraussetzungen, die der Staat selbst nicht oder doch nur begrenzt herstellen kann? Es sind die Bürger – unmittelbar oder über ihre Organisationen. Der Staat kann Gemeinschaftsgefühl, Pflichtbewusstsein, eine Ader für das Gemeinwohl, Solidarität nicht erzwingen. Ernst-Wolfgang Böckenförde, Rechtsphilosoph und Richter am Bundesverfassungsgericht, schrieb 1975 einen Satz, der ihn berühmt machte: „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzun-

---

<sup>158</sup> Thies Gundlach: Wenn nichts passiert, wird dies passieren, in: Rotary Magazin Juni 2019 S.42-44.

<sup>159</sup> Johann Hinrich Claussen: Welche Zukunft er das Christentum? Die Kirchen verlieren ihre Mitglieder, wie es scheint, immer rasanter. Doch das ist kein Grund für Panik. In: Chrismon Nr. 7/2019 S. 27.

<sup>160</sup> Interview mit Leo Penta.

gen, die er selbst nicht garantieren kann.“<sup>161</sup> Ich möchte es dahingestellt sein lassen, ob der Staat nicht doch zu einem guten Teil die Voraussetzungen, die ihn zu dem machen, was erhalten werden soll, mitbewirkt. Richtig ist aber, dass er ohne die Bürger und ihre bürger-schaftlichen Institutionen nicht funktioniert. Der Bürger kann seinen Staat im Stich lassen. Joachim Gauck hat als Bundespräsident immer wieder auf diesen Punkt hingewiesen, eben-so der CDU-Politiker Matthias Zimmer:

Diese Ressourcen beruhen auf individuellen Tugenden. Der Staat kann sie nicht erzeugen, aber dort, wo sie sich manifestieren, unterstützen. Und diese Tugenden manifestieren sich vor allem in Freiwilligendiensten und ehrenamtlicher Tätigkeit. Sie sind der Quellgrund zivilgesell-schaftlicher Aktivität. Und eine starke Zivilgesellschaft ist Voraussetzung für eine stabile, ro-buste demokratische Ordnung.<sup>162</sup>

Stichwort „zivilgesellschaftliche Aktivität“: Spätestens um die Jahrtausendwende hat sich in den Gesellschaftswissenschaften und in der Politik die Vorstellung durchgesetzt, dass es neben Staat und Wirtschaft eine dritte Arena gibt, die zunehmend an Bedeutung gewonnen hat: die Zivilgesellschaft.<sup>163</sup> Der Bürger steckt nicht selten in allen drei Arenen, sie wirken auf ihn ein und er auf sie. Zivilgesellschaft ist dadurch gekennzeichnet, dass in ihr geschenkt wird: Zeit, Geld und Know-how, es ist die Arena des öffentlich-kollektiven Handelns, während der Staat durch hoheitliche Aufgaben, die Wirtschaft durch die Gewinnerzielungsabsicht ihrer Akteure gekennzeichnet ist. Dieses Drei-Arenen-Konstrukt stellt den Rahmen einer Ordnung der Gesellschaft dar. Der Anteil bürgerschaftlichen Engagements in der Zivilgesellschaft macht nach Schätzungen von Experten wie Rupert Graf Strachwitz rund 80 Prozent aus, der Rest verteilt sich auf die beiden anderen Sektoren.

Und hier kommt die Kirche ins Spiel. Auch sie hat, wie alle anderen Institutionen, ihren Bei-trag zum Erhalt und Ausbau bürgerschaftlicher Tugenden beizusteuern. Kirche wäre, hätte sie in Deutschland nicht eine traditionell starke staatliche Ausrichtung, schon lange überwie-gend auf Mitwirkung in der Zivilgesellschaft fixiert. So geschieht die Transformation langsam. Aber: „Am Wandel der Kirchengemeinde von der Anstalt zum Akteur“<sup>164</sup> führt kein Weg vor-bei, will man sich nicht von den wichtigsten Aufgaben der Kirche, nämlich dem Einsatz für den Anderen und mit dem Anderen und der Weitergabe der guten Botschaft, sukzessive verabschieden. Haben die Kirche und ihre Organisationen überhaupt eine Wahl, oder stehen sie nicht vielmehr in der Verpflichtung als subsidiäre Einrichtung; allemal die Wohlfahrtsver-bände?

---

<sup>161</sup> Ernst-Wolfgang Böckenförde: Staat, Gesellschaft, Freiheit. 1976, S. 60.

<sup>162</sup> So Matthias Zimmer, Ehrenamt statt Egoismus, Eine Einordnung aus Sicht der CDU-Programmatik, in: Die politische Meinung Nr.556, Mai/Juni 2019 S.29 mit direktem Bezug auf das viel zitierte Böckenförde-Diktum.

<sup>163</sup> Dazu mehr in Rupert Graf Strachwitz: Achtung vor dem Bürger. Ein Plädoyer für die Stärkung der Zivilgesell-schaft. Freiburg 2014.

<sup>164</sup> Wegner 2016, S. 14.

Diktaturen mögen kein zivilgesellschaftliches Engagement. Es ist das Alleinstellungsmerkmal demokratisch verfasster Gesellschaft. Ehrenamt und Hilfsdienste haben eine weitere Dimension: Sie entlasten staatliche Strukturen. Das tun sie sicherlich auch monetär, wichtig ist jedoch ihr subsidiärer Charakter.<sup>165</sup>

Die Kirche, durch Reformation, Aufklärung und Industriegesellschaft in der säkularen pluralen Gesellschaft angekommen, steht also vor der Frage, wie sie den weltlichen Auftrag der Gesellschaft und ihren geistlichen Auftrag, der ihre Besonderheit bildet, konstruktiv miteinander verbindet. Diese Frage ist gewiss nicht neu, aber die Antworten darauf müssen immer wieder neu gefunden werden.

Eine zentrale Aufgabe der lokalen Zivilgesellschaft ist die Belebung der Nachbarschaft. Die Beteiligung der Kirche in drei Formen, informell, punktuell institutionalisiert und in der Form sorgender Gemeinschaft, muss also im Prinzip nicht diskutiert werden: sie ist in der ersten Form interpersonal, in der zweiten Form eine institutionalisierte Beteiligung und in der dritten Form mindestens als Absichtserklärung vorhanden.

### **Nicht auf Eigeninteresse verzichten**

Warum wäre ein Verzicht auf die Bestimmung des Eigeninteresses der Kirche in all ihren organisatorischen Gliederungen und Einheiten ein Fehler? Die Antwort findet sich im Corporate Social Responsibility (CSR)-Konzept von Mark Kramer und Michael Porter.<sup>166</sup> Ihnen zufolge ist es gerade die Verbindung von Eigen- und Gemeinwohlinteresse, die CSR-Aktivitäten sinnvoll machen, weil Unternehmen nur so gesellschaftliches Engagement „nicht länger defensiv formulieren [...] als moralische Sondersteuer für tatsächliche oder vermeintliche Sünden“, sondern als „eine Art Kuppelproduktion von unternehmerischem und gesellschaftlichem Nutzen“<sup>167</sup> verstehen.

Unternehmen, die nur ihrem Eigeninteresse folgen, betreiben nicht CSR, sondern PR und Marketing in verschleiern dem Gewand, „Zuckerguss-Caritas.“<sup>168</sup> Fehlendes Eigeninteresse wiederum beschränkt die Wirksamkeit, der Akteur sieht sich von Dritten (z.B. dem Staat per Gesetz) zu CSR-Aktivitäten gefordert und fordert sich nicht selbst. Kuppelproduktion heißt also, übertragen auf das „Unternehmen Kirche“: Kirchen sollen machen, was sie besonders gut können, ohne jedoch kurzfristigen Eigennutz zum Maßstab zu erheben. Eigen- und Gemeinwohlinteresse lassen sich verbinden; Kirche für Andere kann auch Kirche für sich sein.

---

<sup>165</sup> Ebd. S.29-30.

<sup>166</sup> Der Shared-Value-Ansatz stammt von den Harvard-Wissenschaftlern Michael Porter und Mark Kramer. Harvard Business Review 12/2006 Mehr dazu bei <https://hbr.org/2006/12/strategy-and-society-the-link-between-competitive-advantage-and-corporate-social-responsibility>

<sup>167</sup> Frank Trümper, Perspektive Zivilgesellschaft, Gesellschaftliche Verantwortung als kollektiver Lernprozess, in Michael Wedell (Hg.): Die Bank in der Gesellschaft. Das Engagement der Dresdner Bank. Frankfurt 2009, S. 45.

<sup>168</sup> Maritta Koch-Weser zit. nach Henning von Vieregge: Der Ruhestand kommt später. Frankfurt 2012, S. 231.

Was bei Unternehmen Profitabilität heute und in Zukunft verheißt, bedeutet für gemeinnützige Organisationen gesicherte Überlebensfähigkeit. Dies ist auch für die Kirche ein wichtiges Ziel ihres Handelns. Gemeinnützige Unternehmen sind zwar nicht profitorientiert. Gleichwohl sollen die Zahlen stimmen: Die Beschäftigten wollen ihr Geld, die Ehemaligen ihre Betriebsrenten, die Lieferanten ihre Ware bezahlt bekommen und für Investitionen soll es auch noch reichen. Der Unterschied ist also nur in dieser Sicht graduell. Möglicherweise ist der Zwang zu Effektivität und Effizienz bei nicht gewinnorientierten Unternehmen nicht so ausgeprägt, was den Beschäftigten zugutekommen und/oder Ressourcen vergeuden kann; beides ist weder automatisch gerecht noch ökologisch vertretbar. Hierzu wäre die Diakonie auf den Prüfstand zu stellen.

Und die Kirche, die sich hierzulande durch Beitragseinzug seiner Mitglieder finanziert? Bei ihr geht es um die Zukunftsfähigkeit sowohl des Glaubens als auch der Organisation, was sich wechselseitig bedingt. Niemand sollte behaupten, die „Organisation Kirche“ sei Selbstzweck (auch wenn Kritiker behaupten, sie geriere sich mitunter so), aber Glauben ohne Organisation überlebt nicht.<sup>169</sup> In einer Organisation, der ein weiterer kontinuierlicher Schwund an Beitragszahlern droht, muss überlegt werden, was getan werden kann, um erstens den Trend zu brechen und zweitens den Organisationszweck unter veränderten Bedingungen zu erfüllen. Droht eine Halbierung der Finanzkraft der Kirchen in den nächsten vier Jahrzehnten?<sup>170</sup> Eine Kirche, die nicht wirksam sein will, kann weder den Trend abmildern noch den Umbau bewerkstelligen. Hilfreich wäre auch etwas weniger Selbstbezug. Je größer eine Organisation, desto mehr genügt sie sich selbst. Das „System Kirche“ diskutiert über sie betreffende Veränderungen weitgehend intern. Nehmen sich Organisationsberater, wie vor einigen Jahren McKinsey, pro bono des Themas an, ist die Empörung groß: Ökonomisierung drohe, die Verzweckung sei im Anmarsch! Ein weiteres Indiz für den Hang, Fremdeinfluss abzuwehren, lässt sich an der Nichtberücksichtigung vorhandener Forschungsliteratur in den Richtungsdebatten ablesen; das Schrifttum aus der Zivilgesellschaft über Kirche wird praktisch nicht wahrgenommen. So berichtet Ansgar Klein, Geschäftsführer des Bundesnetzwerk Bürgerschaftliches Engagement BBE und einer der Herausgeber des Forschungsjournal Soziale Bewegungen von einer Nullreaktion aus Kirche zum zivilgesellschaftlichem Schwerpunktheft: „Kirchen in Bewegung“ (Nr. 1/2015) „Ein solches Heft, das intervenieren will, wird noch nicht einmal in den größeren Kirchen-Medien erwähnt.“<sup>171</sup>

---

<sup>169</sup> Ein vielfach bestrittener Zusammenhang, für Wegner 2019 (S. 88) aber durch die Ergebnisse der 5. KMU nicht bestreitbar: „Der Korrelationskoeffizient zwischen Religiosität und Kirchlichkeit beträgt in der KMU 5 0,81 und zeigt damit fast eine Identität zwischen Kirchlichkeit und Religiosität auf, wie dies wohl bisher noch nie in diesem Ausmaß gemessen worden ist.“

<sup>170</sup> So das Forschungszentrum Generationsverträge, Freiburg, im Auftrag der evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz. Leiter des Gutachtens, das im Mai 2019 vorgestellt wurde, ist Bernd Raffelhüschen.

<sup>171</sup> Interview mit Ansgar Klein.

## **Kirchengemeinden werden durch Öffnung stabiler**

Liegt ein Ausbau auch im Interesse der Kirche selbst? Mit „Eigeninteresse der Kirche“ ist hier vorzugsweise das Interesse lokaler kirchlicher Organisationen gemeint. Im Besonderen geht es um das Interesse der Kirchengemeinde. (CSR mit Eigeninteresse)

Es hilft der Verständigung, aus drei Blickwinkeln auf die Beziehung Kirchengemeinde zu „ihrem“ Quartier zu sehen.

Erstens kann man sich in der Kirchengemeinde fragen, ob der demografische Wandel verstanden und in seinen Konsequenzen aufgegriffen wurde. Anders gefragt: Sind die Kirchenaktiven gewappnet, heute zu geben und morgen zu empfangen? Die Aktiven in der Kirche können diese untereinander tun und wenn dies funktioniert, ins Quartier ausweiten, am besten mit anderen Organisationen zusammen.

Zweitens ist die Beziehung von Diakonie und Kirche zu thematisieren. Diakonie-Präsident Ulrich Lilie spricht von vielen ungehobenen Schätzen. Ungehobene Schätze kann man aufspüren und an die Oberfläche holen. Kirche und Diakonie hatten sich auseinanderentwickelt und nun soll wieder zusammenkommen, was zusammengehört. In der Praxis ist das nicht einfach, zumal die Rückverörtlichung diakonischer Angebote auf die kirchengemeindliche Ebene bezahlbar bleiben muss. Aber die Diakonie hat die Nachbarschaft als Thema entdeckt, sodass die Voraussetzungen gut sind, wenn eine Kirchengemeinde aktiver werden will.

Drittens geht es um die Aktivität der Kirchengemeinde ins Quartier hinein im Zusammenwirken mit außerkirchlichen Akteuren. Staat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft ziehen an einem Strang und Kirche kann dabei sein, das ist die Idee: der Hilfemix im Quartier im neuen Zusammenspiel aller Akteure, hauptamtlich und ehrenamtlich. In der Aktion „Kirche findet Stadt“, finanziert vom Bundesbauministerium, sind dazu Projekte identifiziert und gefördert worden. Es ist exemplarisch vorgearbeitet worden; das Rad muss nicht neu erfunden werden. Im Leitfaden „Zusammenleben im Quartier – Entwicklungspartnerschaften für lebenswerte Quartiere“ heißt es: „Kirche ist ein Schlüsselakteur im Quartier und sollte Kirchenreform- und Pastoralentwicklungsprozesse auch als Chance für einen neuen Aufbruch begreifen.“<sup>172</sup>

Während die innergemeindliche Fürsorgegemeinschaften im Prinzip unbestritten sein dürfte, in der Praxis in systematischer Form allerdings noch eine Ausnahme sind, ist die innerkirch-

---

<sup>172</sup> Zusammenleben im Quartier – Entwicklungspartnerschaften für lebenswerte Quartiere. Leitfaden. Berlin, Januar 2018.

liche Sorgegemeinschaft ein in den letzten Jahren viel beschworenes Wunschkind, das weitgehend noch im Werden ist. Quartiers-Sorgegemeinschaften unter Einschluss der Kirchengemeinden sind besonders rar. Es gibt Bedenken, wohl mehr praktischer denn theologischer Art. Schwächt eine solche Ausrichtung nicht die geistliche Kärrnerarbeit? Werden Ressourcen nicht problematisch eingesetzt?<sup>173</sup>

Ohne Zweifel verändert sich eine Kirchengemeinde, die diesen Weg geht, in mehrfacher Hinsicht. Eine solche Entwicklung führt zu Wachstum und Wachstumsschmerzen sind dabei sicher. Die Porosität in den Sozialraum fordert eine systematische Suche und Begleitung ehrenamtlichen Engagements, denn zu den üblichen Spannungen und Herausforderungen, die mehr Engagement für eine Organisation und deren Hauptamtliche bedeuten, kommt hier die Eingewöhnung in ein verändertes Rollenverständnis hinzu: Kirche bleiben, aber nicht um jeden Preis. Auch müssen die Hauptamtlichen umlernen. Sie sind weder die Zampanos noch die Vorturner; sie müssen Macht abgeben. Sie werden sich daran zu messen haben, ob es ihnen gelingt, innerhalb ihres Verantwortungsfeldes Coach und Ermöglicher von Ehrenamtlichen zu sein und auf Letztverantwortung nicht in jedem Fall zu bestehen; andernfalls werden sie der Flaschenhals sein. Sie müssen einen passenden Organisationsaufbau finden und zusätzliche Finanzen akquirieren, wenn sie selbst zu diesem Zweck eingestellt werden, auch für die eigene Stelle. Das ist für kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eine ungewohnte Aufgabenstellung, weil sie sich im Kirchensteuersystem daran gewöhnt haben, dass die notwendigen finanziellen Mittel zugewiesen werden oder, wenn dies nicht in ausreichendem Maß geschieht, die Arbeit zurückgefahren wird. Andererseits warten gerade jüngere Aktive oft gerade auf die Chance, sich in solch verändertem Rollenverständnis beweisen zu können. Sie sind das Einzelkämpfertum satt und wollen mehr bewirken, als die aus den Kirchentöpfen zugewiesenen Finanzmittel es ermöglichen würden.

### **3.2. Was die Kirche für die anderen interessant macht**

Ich möchte einige Aktivposten, die Kirche in die Zivilgesellschaft einbringen kann, nennen und der Reihe nach begründen.

- Ressourcen
- Überdurchschnittlich aktive Mitglieder
- Lange Tradition des Helfens
- Guter Ruf

---

<sup>173</sup> Hierzu wäre zu empfehlen – und diese Empfehlung betrifft alle zivilgesellschaftlichen Aktivitäten und nicht nur die kirchlichen – sich mit der Frage der Wirkung des eigenen Tuns systematisch zu beschäftigen. Zunehmend einflussreich ist William MacAskill: Gutes Besser Tun. Wie wir mit effektivem Altruismus die Welt verändern können. Berlin 2016. Siehe auch die Phineo-Website [www.wirkung-lernen.de](http://www.wirkung-lernen.de).

- Gelassenheit
- Bodenhaftung

## Ressourcen

Die Kirche ist als zivilgesellschaftlicher Akteur allein schon wegen ihrer Präsenz in der Fläche in einer Alleinstellung, insbesondere wenn man die christlichen Kirchen und ihre Wohlfahrtsverbände und alle anderen Organisationen, die ihr zugerechnet werden, als Einheit nimmt. Es gibt rund 15.000 evangelische und rund 10.000 katholische Kirchengemeinden. In jeder Kirchengemeinde sind durchschnittlich 200 Mitglieder eng verbunden und 700 ansprechbar.<sup>174</sup> Das entspricht 3 Mio. Menschen, die einer der beiden Kirchen eng verbunden sind und 10,5 Mio., die im weiteren Sinne dazu gehören, weil sie ansprechbar sind. Kirchengemeinden sind keine Zusammenballungen in Zentren, sondern über das Land verstreut. Das macht sie zusätzlich wertvoll für jede zivilgesellschaftliche Aktivität. Keine andere Organisation ist so verankert. Dazu kommen die kirchlichen Wohlfahrtsverbände. Für die Diakonie werden neben den 525.000 Hauptamtlichen 700.000 Ehrenamtliche angegeben,<sup>175</sup> manche sicherlich in Doppelfunktion mit kirchlichen Engagements, aber insgesamt wiederum eine große Zahl. Bei der Caritas arbeiten 650.000 Hauptamtliche in 25.000 Einrichtungen und Diensten, die von etwa 6450 selbstständigen Rechtsträgern der verbandlichen Caritas getragen werden. Caritaspräsident Peter Neher spricht ergänzend von „mehreren Hunderttausend Ehrenamtlichen“ in der Caritas, „hauptsächlich im Bereich Kinder- und Jugendhilfe, in der Altenhilfe und den Migrationsdiensten“, zu drei Vierteln weiblich und zur Hälfte zwischen 50 und 74 Jahre alt.<sup>176</sup> Dazu kommen, dem kirchlichen Sektor zugehörig, Johanniter, Malteser usw. Bei einer engen Zusammenarbeit aller kirchlich orientierten Gruppierungen kann die Kirche am Zielbild von Nachbarschaftsgemeinschaften ganz wesentlich mitwirken. Der 7. Altenbericht spricht von „zukunftsfähigen Gemeinschaften“, die in den Quartieren weit über das, was es bereits gibt, entstehen sollen, andere von „caring communities“<sup>177</sup>. Quartier, Sozialraum: in der Stadt entspricht dies in aller Regel dem Zuschnitt eines Parochialraumes. Sofern, das muss einschränkend gesagt werden, dieser Zuschnitt tatsächlich nachbarschaftlich gefühlt und gelebt wird, was Christoph Zastrow am Beispiel Berlin für fraglich hält. „Das parochiale System hat an vielen Stellen überhaupt nichts mehr damit zu tun, wie sich das Leben in der Stadt organisiert.“<sup>178</sup>

<sup>174</sup> Zahlen nach Wegner 2019, S. 316.

<sup>175</sup> Lilie 2019, S. 12.

<sup>176</sup> Peter Neher: Kultur der Mitverantwortung. Die Caritas als zivilgesellschaftliche Akteurin, in: Die Politische Meinung 556 vom Mai/Juni 2019, S. 48-49.

<sup>177</sup> Thomas Klie: Caring Community – Verständnis und Voraussetzungen moderner lokaler Gemeinschaftlichkeit, in: Cornelia Coenen-Marx, Beate Hofmann (Hg.): Symphonie, Drama, Powerplay. Zum Zusammenspiel von Haupt- und Ehrenamt in der Kirche. Stuttgart 2017, S. 119-130.

<sup>178</sup> Interview mit Holger Zastrow.

Es ist also zusammengenommen nicht wenig, was die Kirche der Zivilgesellschaft bieten kann. Als Ressource kommen weiterhin die Räume dazu, ob Kirchen, Gemeindehäuser oder andere christliche Häuser. Ein Nutzungsangebot für bürgerschaftliche Anliegen würde an vielen Orten Vieles ermöglichen.

## Aktive

Engagement und Vertrauen stehen in Beziehung zueinander. Wenn die Kirche mit ihrer breiten Infrastruktur hilft, weiteres Engagement anzustoßen, dann wächst ihr Vertrauen entgegen. Denn: „Engagement fördert soziales Vertrauen (Sozialkapital), schafft gemeinsame Identität und befördert Toleranz gegenüber Mitgliedern anderer Religionen“, so der Leipziger Religionssoziologe Gert Pickel.<sup>179</sup>

Diese Aussage gilt auch in umgekehrter Richtung: Wer mit Vertrauen ausgestattet ist, – Gottvertrauen und/oder Selbstvertrauen – überwindet Hürden auf dem Weg ins Engagement leichter und setzt so ein Positivspirale aus Engagement und Vertrauen zum eigenen und gemeinschaftlichen Nutzen in Gang. Kirche hilft seit Jahrhunderten. Das Leben Jesu und seine Predigten und Gleichnisse, aber auch sein Leiden, das eine Ethik des Mitleids begründet, bieten eine Fülle von Anstößen, ihm in dieser Hinsicht nachzufolgen.

Die Betrachtung des Schmerzensmannes am Kreuz fordert die Menschen zum Mitgefühl für den leidenden Gott auf [...] Man kann die christliche Religion also mit gewissem Recht als Gefühlsreligion bezeichnen.<sup>180</sup>

Empathie, Mitgefühl, Nächstenliebe, Glaube, Handeln in Nachfolge: Christen sind als Altruisten besonders glaubwürdig.<sup>181</sup> Das lässt sich auch mit Zahlen belegen. Nach dem Freiwilligensurvey 2014 sind 43,6 Prozent der Bevölkerung im Sinne der Definition engagiert, die evangelischen Kirchenmitglieder zu 48,6 Prozent und die stark Verbundenen sogar zu 66,7 Prozent.<sup>182</sup> Die Folgen beschreibt ZEIT-Herausgeber Josef Joffe:

Glaubensstarke sind nicht nur glücklicher, sondern auch die besseren Bürger, die öfter wählen gehen und Freiwilligenarbeit leisten. Außerdem rauchen und bechern sie seltener. Die Sache hat allerdings einen Haken. Einfach einer Religion anzugehören reicht nicht. Um glücklich zu sein, muss man in der Gemeinde mitarbeiten und regelmäßig den Gottesdienst besuchen.<sup>183</sup>

---

<sup>179</sup> In einer Präsentation Gerd Pickels auf der Tagung „Religiöse Freiheit und Ambivalenzen der Liebe – Soziale Folgen der Reformation“ 1.-3. Februar 2018 in Heidelberg.

<sup>180</sup> Reinhard Bingener: Mit Gefühl, in: FAZ vom 18.4.2019, S. 1.

<sup>181</sup> Klaus Dörner verweist mit dem Begriff „Helfensbedürftig“ darauf hin, dass auch der Altruismus möglicherweise eine egoistische Färbung hat. Er meint, der Mensch sei nicht nur hilfs-, sondern eben auch helfensbedürftig. Allerdings ist dieser Egoismus nicht krass, weil auf Kosten des Anderen gelebt.

<sup>182</sup> Maria Sinnemann: Potenziale und Hemmnisse. Sonderauswertung des Vierten Freiwilligensurveys für die evangelische Kirche, in: BBE Dossier 4/2018: Evangelische Kirche, Religionen und Engagement, S. 76.

<sup>183</sup> Josef Joffe: Glaube und Glück, in: DIE ZEIT vom 28.2.2019, S. 10.

Joffe gibt allerdings zu bedenken, dass die Korrelation zwar unbestritten ist, damit aber die Kausalität noch nicht geklärt ist. Sind fromme Menschen engagierter, weil sie fromm sind oder tendieren engagierte Menschen zur Bindung unter dem Dach der Kirche? Dass in Gemeinschaft eingebundene Menschen ein glücklicheres Leben führen, ist freilich unbestritten. Kirche ist dabei nur ein Anbieter.

### **Die lange Tradition als Helfer**

„Kirchen sind alt und erfahren und sie transportieren ein großes Selbstbewusstsein, das viele Organisationen nicht haben.“<sup>184</sup> Will man vermessen, was sich verändert hat, sollte man sich den Blick zurück gönnen. In bedrohlichen Zeiten – und welche Zeiten waren nicht bedrohlich? – war enge Nachbarschaft, bei der die Kirche eine herausragende Rolle spielte, überlebenswichtig, wie der Siebenbürger Pfarrer und Schriftsteller Eginald Schlattner anschaulich beschreibt:

Neben dem genealogischen Gebot der Großfamilie, der Sippe, wo einer für den anderen einstehen sollte, war vor allem die Nachbarschaft die verbürgte Absicherung des Zusammenhalts als Muss: Das Bohren eines Brunnens und die Feuersbrunst wurden gemeinsam gemeistert. Verwaiste Kranke verkamen nicht, die Armenmutter stand dafür gut. Altbiblisch wurden Waisen und Witwen geschützt. Die Wöchnerin wusste, wer wie viele Windeln zu bringen hatte. Bei jeder Hochzeit gab es eine unerschütterliche Speisenfolge, wenn auch von Dorf zu Dorf eine andere. Und der Sterbende war im Bilde, wer an der Reihe ist, das Grab auszuheben und wer in der Pflicht ist, den Sarg auf den Friedhof zu tragen. Die Nachbarschaften begleiteten jedes Gemeindeglied ‚von der Wiege bis zur Bahre‘.<sup>185</sup>

Wer nun glaubt, Derartiges war einmal und ist nicht mehr, liegt falsch. In der im Münsterland liegenden Gemeinde Südlohn belegt dies ein Blick in die Satzung der Nachbarschaft Breuloenia, benannt nach den Ortsteilen Breul und Haus Lohn. Definiert wird die Nachbarschaft geographisch, zwischen aktiver und passiver Mitgliedschaft wird unterschieden:

Eine passive Mitgliedschaft bei Wegzug ist möglich, damit man weiterhin an allen Aktionen der Nachbarschaft wie Onärn,<sup>186</sup> Frauenkaffee, Sommerfest etc. teilnehmen kann. Ein Recht auf Kranz bringen, Hilfe in Trauerfällen und der Gratulation zu Geburtstagen entfällt.<sup>187</sup>

Zum Zweck der Gemeinschaft heißt es weiterhin:

Zweck des Zusammenschlusses ist die gegenseitige Hilfe in Notfällen und die Pflege gut-nachbarschaftlicher Beziehungen. Hierunter verstehen wir Hilfe bei Sterbefällen, bei Hochzeiten und Geselligkeiten.

Zentral ist in der Satzung der „Notnachbar“, dessen Aufgaben bei den oben genannten Anlässen akribisch vorgeschrieben ist. Auch wenn die katholische Kirche der Region miteinbe-

---

<sup>184</sup> Interview mit Ansgar Klein.

<sup>185</sup> Eginald Schlattner: Wasserzeichen. Ludwigsburg 2018, S. 16.

<sup>186</sup> Onärn: Die Generalversammlung der Karnevalsgesellschaft, lokaler Ausdruck.

<sup>187</sup> Dieses und die folgenden Zitate stammen aus der Satzung der Breuloenia, Stand 20.1.2018.

zogen ist („Seelenamt in der St. Vitus Kirche“), so ist doch festzuhalten, dass der Verein auf eigenen säkularen Füßen steht.<sup>188</sup>

Die Einheit von Glaubens- und Lebensertüchtigung ist zwischenzeitlich weitgehend verblasst. Die industrielle Arbeitsteilung wurde im Sozialen nachgebildet, im Wohlfahrtsstaat fielen Glaube und Diakonie auseinander, der Unterschied verfestigte sich in den Organisationseinheiten. Innerhalb der verfassten Kirche bildeten sich Flügel, die sich kritisch, teilweise feindselig und ausgrenzend gegenüberstanden: politisch versus fromm. Mittlerweile wächst die Kluft langsam zu. Das hat nun nicht mit einem Frömmigkeitsschub der Politischen oder einer Politisierung der Frommen zu tun. Gemeinsam ist beidem die Sorge um eine schwindende Relevanz in der Gesellschaft. Die einen wollen die gesellschaftspolitischen Anliegen, die ihnen wichtig sind (Armutsbekämpfung, Flüchtlingsrettung usw.) weiterverfolgen, den anderen geht es um neue Wege der Verkündigung. Beide spüren, dass die Kanzelbotschaft, ob missionarisch oder politisch, immer weniger erreicht. Auf die Forderung nach stärkerer Öffnung in die Zivilgesellschaft hinein wird seltener mit dem Argument geantwortet, dies gehöre nicht zu den Kernaufgaben einer Kirchengemeinde. Allerdings gibt es zwischen Debatte und Realität immer noch einen nicht unbeachtlichen Unterschied. In Hamburg beispielsweise ist vor einiger Zeit von der dortigen Bischöfin ein Studienleiter der Akademie damit beauftragt worden, sich in den Gemeinden umzuhören, wie die Öffnung zum Quartier verläuft. Sein Befund: Rund ein Drittel der Kirchengemeinden hat diese Ausrichtung in ihrem Leitbild verankert, etwa ein Viertel setzt sie in der Praxis um.<sup>189</sup>

Die Kirche ist mit ihrem Angebot für die Zivilgesellschaft ein besonders wichtiger Akteur, weil sie aufgrund ihrer ethischen Ausrichtung der Gefahr entgehen kann, beim Helfen in Paternalismus zu verfallen und so die Kluft zwischen oben und unten zu verstetigen. Lange hat sie das nicht getan. Früher nannte man den Einsatz für Dritte „dienen“; das Verb wurde fast reflexartig verbunden mit dem Adjektiv „selbstlos“. Pfarrer Wilhelm Lohe, verdienstvoller Gründer der Diakonischen Anstalten in Neuendettelsau, sagte es vor rund 150 Jahren so: „Was will ich? Dienen will ich. Wem will ich dienen? Dem Herrn in seinen Elenden und Armen. Und was ist mein Lohn? [...] Mein Lohn ist, dass ich dienen darf.“<sup>190</sup> Der Münchener Theologe Friedrich Wilhelm Graf nennt Löhes Worte „ein klassisches Selbstverständnis protestantischer Diakonie, bündig formuliert.“ Damit sei klargestellt, „wer diakonisch handelt, agiert altruistisch und selbstlos, nicht um des schändlichen Gewinns willen, sondern aus frommem

---

<sup>188</sup> Es wäre reizvoll, nach weiteren Beispielen zu fahnden. Wie viele solcher Nachbarschaften gibt es, was ist geregelt, wann war die Gründung, wie ist der Status? Das wären nur einige der interessanten Fragen.

<sup>189</sup> Vgl. Henning von Vieregge: Flüchtlingshilfe und sorgende Gemeinschaft – Kirchengemeinden auf dem Weg in die Zivilgesellschaft. Berlin 2017 (Opusculum 103).

<sup>190</sup> <http://diakonissen-neuendettelsau.de/Was-Diakonissen-in-Neuendettel.564.0.html>.

Herzensgrund.“<sup>191</sup> Wenn sich Demut und Überheblichkeit, Altruismus mit Frömmigkeit mischen, und dies zum allgemeingültigen Maßstab richtigen Handelns erhoben wird, dann kann dies Menschen vertreiben, die sich unter dem kirchlichen Dach engagieren wollen.

Ein Beispiel aus meinem eigenen Erleben: Die Mutter eines Pfarrers hat eine junge Ärztin in ihrer Praxis unlängst aufgesucht und gefragt, wann man sie denn im Gottesdienst sähe. Die Ärztin, die mit der Kirchengemeinde bis dato nichts zu tun hatte, hatte sich zuvor bereit erklärt, im Rahmen der Flüchtlingshilfe dieser Gemeinde Flüchtlinge kostenlos zu behandeln. Das reichte der alten Dame offenbar nicht. Im Rahmen der Kirche kann sie sich nur Engagement vorstellen, das sich mit Frömmigkeit verbindet oder in Frömmigkeit verwurzelt ist. Und Ausdruck von Frömmigkeit ist der sonntägliche Gottesdienstbesuch. Engagement allein zählt für sie nicht.

Leo Penta hat Kirche und Zivilgesellschaft im kritischen Blick:

Die rein vertikale Sicht ist ‚Wir helfen den Armen‘ bedarf der Ergänzung. Es geht nicht nur um Anwaltschaft, sondern auch um die Stiftung von Solidarität und die Stiftung von Handlungsfähigkeit. Das ist dann politisch im ursprünglichen, griechischen Sinne, dass Menschen gemeinsam mitgestalten, wie ihr Zusammenleben ist und das nicht nur alle vier Jahre delegieren an andere. Der Schritt zu einer politischen Beteiligungsebene ist ein Schritt, der aus meiner Sicht noch vielen schwer fällt.<sup>192</sup>

## **Guter Ruf**

In einfachen Worten verdeutlicht uns Fulbert Steffensky, dass sich christliches Miteinander – jedenfalls für ihn – von weltlichem Nebeneinander unterscheidet. Selbst wenn das Miteinander nicht gegeben sei, entstehe im Nebeneinander Vertrauen:

Wenn ich in einer fremden Stadt in einen Gottesdienst gehe und neben wildfremden Menschen sitze, bin ich nicht neben ihnen, wie ich im Wartesaal eines Bahnhofs neben meinem Nachbarn sitze.<sup>193</sup>

Gerhard Wegner geht einen Schritt weiter und ordnet Christen besonderes, religiöses Sozialkapital zu, er spricht von Faith Capital.<sup>194</sup>

Christen sind vertrauensseliger als Nichtchristen. Sie vertrauen sich und anderen, sie versuchen, nicht misstrauisch zu leben. Ihr Glaube bestärkt sie in dieser Haltung: Gott, so lautet die Botschaft, kannst du vertrauen. Freilich: Wer im Vertrauen schwankend wird – Skifahrer kennen das –, den trägt es aus der Kurve. Oder wie Petrus im See Genezareth im nächtli-

---

<sup>191</sup> Friedrich-Wilhelm Graf: Kirchendämmerung: Wie die Kirchen unser Vertrauen verspielen. München 2011, S. 159.

<sup>193</sup> Fulbert Steffensky: Orte des Glaubens. Stuttgart 2017, S. 72.

<sup>194</sup> Gerhard Wegner: Religiöse Kommunikation und soziales Engagement. Die Zukunft des liberalen Paradigmas. Leipzig 2016, S. 72.

chen Sturm: der versinkt im Meer seines Nichtvertrauens. Schwierig ist es, nach einem Vertrauensbruch wieder zur Zuversicht zu gelangen. Aber es gibt Menschen, denen gelingt dies spielend. Die Großmutter meiner Frau, auf dem Land lebend, ließ immer alle Türen offenstehen. Damals war das nicht so ungewöhnlich, aber doch rieten Nachbarn mit Verweis auf fahrendes Volk davon ab. Und tatsächlich wurde die Großmutter bestohlen. Nun würde sie aber vorsichtig sein, dachten die Anverwandten und Nachbarn. Meine Frau schwärmte von ihrer Großmutter, weil die unbesorgt blieb. „Das passiert halt“, soll sie gesagt haben, und blieb bei ihrer Einstellung.

Da wo sich Misstrauen eingenistet hat, durch Gewohnheit, Distanz oder schlechte Erfahrung, bedarf es Geduld und professioneller Begleitung, um Menschen und die Institutionen, die sie vertreten, zueinander in Vertrauen zu setzen.

Ein Beispiel für beides, Geduld und professionelle Begleitung, bieten die Community Organizing-Plattformen. Das sind Zusammenschlüsse mehrerer Organisationen in einem Quartier, die der Einladung zur Bildung einer solchen Plattform folgen. Leo Penta, Priester aus Amerika und Hochschullehrer in Berlin, ist der wesentliche Impulsgeber der Community Organizer-Bewegung in Deutschland.<sup>195</sup> Es gibt Plattformen in einigen Großstädten. Die deutschlandweite Ausdehnung scheitert bislang zum einen an der Staatsbezogenheit vieler Bürger, die sich nicht vorstellen können, dass Community Organizer-Plattformen aus sich heraus leben und auf Zuschüsse von staatlichen Stellen und Führung durch Politik und Verwaltung verzichten wollen. Zum zweiten fehlt es oft an langem Atem. Zwei Jahre werden veranschlagt, bevor eine Plattform in ihrem Quartier an die Öffentlichkeit tritt. Dabei wird sie von Anfang an professionell begleitet, allerdings nur formal. Um die Inhalte sollen sich die Aktiven der Plattform selbst bemühen. Dieser Zeitraum ist für viele, auch für Geldgeber, zu lang. Doch dort, wo dies gelingt, beteiligen sich Menschen und Organisationen ungewöhnlich stark. Die vielfach erhobene Forderung nach Empowerment der Ausgeschlossenen: hier gelingt sie. Forderungen aus dem Quartier heraus an Politik und Verwaltung werden nach der intensiven Vertrauensarbeit formuliert, nur so können sie wirklich einmütig und selbstbewusst vertreten werden. Kirchengemeinden sind bei diesen Aktivitäten eingeladen und vielfach vertreten. Aber ihr Vorbild ist bisher nicht durchgedrungen. Dabei sind Kirchengemeinden Institutionen, denen man vertraut. Sie sind durchweg anerkannt und wären somit ganz besonders als Impulsgeber oder auch nur als Akteur geeignet.<sup>196</sup>

---

<sup>195</sup> Für einen schnellen Überblick im Netz s. Leo Penta und Frank Düchting: Für eine lebendige Zivilgesellschaft – Community Organizing in Bürgerplattformen. eNewsletter Wegweiser Bürgergesellschaft 01/2014 vom 17.01.2014 ([https://www.buergergesellschaft.de/fileadmin/pdf/gastbeitrag\\_penta\\_duechting\\_140117.pdf](https://www.buergergesellschaft.de/fileadmin/pdf/gastbeitrag_penta_duechting_140117.pdf)).

<sup>196</sup> Das ist die einmütige Überzeugung der durch mich interviewten Repräsentanten der Zivilgesellschaft. Im Netz sind Beispiele gemeindlicher Aktivität nur verstreut zu finden, z.B. St. Pankratius aus Köln <https://www.pankratius.info/Engagiert/buergerplattform/>. Kirchen, die eigene Community Organizer beschäftigen, sind gänzlich rar.

## Gelassenheit

Es wollen sich durchaus nicht alle Menschen zu Tode amüsieren, um den Bestseller von Neil Postman aus dem Jahr 1985 zu paraphrasieren. Die große Zahl derer, die weltweit meditieren, verdeutlichen die Sehnsucht nach Gelassenheit und Spiritualität.

Der Gießener Philosoph Odo Marquard sagt:

Wir Menschen kommen mit dem Veränderungstempo dieser modernen Neutralisierungswelt, die sich zur Vergessensgesellschaft und Wegwerfgesellschaft steigert, immer weniger mit. Junge Kinder, für die die Wirklichkeit unermesslich neu und fremd ist, tragen ihre eiserne Ration an Vertrautem ständig bei sich und überall mit sich herum: ihren Teddybären.<sup>197</sup>

Der Teddybär als Haltepunkt in einer haltlosen Welt. Der Teddybär als Anker, der einen im Heimathafen hält. Aber wie hilft das uns Erwachsenen? Dazu sagt Marquard:

Das Zeitalter der Entsorgungsdeponien ist zugleich das Zeitalter der Verehrungsdeponien, der Museen, der Naturschutzgebiete und Kulturschutzmaßnahmen: der Denkmalpflege, der Hermeneutik als Altbausanierung im Reich des Geistes, der Ökologie, der erinnernden Geisteswissenschaften.<sup>198</sup>

Marquardt spricht von „Langsamkeitspflege und Bewahrungskultur.“<sup>199</sup>

Wenn man diese Zeilen liest, versteht man besser, warum der Hype um den Heimatbegriff mit der Gefahr der Entwurzelung zu tun hat. Die Kirche ist eine Organisation mit einer langen Geschichte hinter sich und der Erwartung einer langen Geschichte vor sich. Die Kirche ist berufen, Gelassenheit zu verkörpern, sie steht für die langen Linien in einer Gesellschaft, die sich im Aktualitätsbezug verfranzt. Zuhören, Beruhigen, Segnen, das kann die Kirche, das können andere Organisationen der Zivilgesellschaft so nicht bieten. Voraussetzung ist die Bereitschaft, aus dem sicheren Gehäuse der Kirche in die unübersichtliche widersprüchliche und teilweise abweisende Landschaft der Bürger- und Zivilgesellschaft zu treten: nicht nur in gelegentlichen Ausflügen, sondern strukturell.

Für mich gibt es zwei Bilder in der Bergpredigt, die das Verhältnis der Kirche zur Welt gut beschreiben: das Licht auf dem Berg und das Salz der Erde. Wenn man nur versucht, sein Profil gegen die gesellschaftliche Entwicklung zu stärken, als erhabener Gegenentwurf auf dem Berg zu leuchten, dann ist das zu wenig. Das Salz der Erde übt seine Funktion genau dadurch aus, dass es nicht mehr als Salz erkennbar ist. Auch das ist der Auftrag der Kirche.<sup>200</sup>

Dem katholischen Theologen Eberhard Schockenhoff, der das sagte, geht es um die Verstärkung kirchlicher Zuwendung in den gesellschaftlichen Kontext hinein – bis hin zum Identitätsverlust. Eine Kirche, die nur aus der Ferne wahrgenommen wird, und sei sie noch so er-

---

<sup>197</sup> Odo Marquardt: Endlichkeitsphilosophisches. Über das Altern. Stuttgart 2013, S. 47.

<sup>198</sup> Ebd. S. 48.

<sup>199</sup> Ebd. S. 49.

<sup>200</sup> Eberhard Schockenhoff in einem Interview mit Christ und Welt 14/2015.

haben, werde in Zeiten, in denen Kirchenmitgliedschaft und insbesondere aktive, sich mit der „Sache“ (d.h. mit dem Glaubensangebot) identifizierende Kirchenmitgliedschaft nicht mehr vererbt wird, zugrunde gehen. Die Organisation, weil ihr die Mitglieder fehlen, der Glaube, weil ihr die Gemeinschaft sichernde Organisation fehlt. Andererseits ist die Identität als Licht auf dem Berg nicht aufzugeben, es geht nicht um ein entweder/oder, sondern um ein „und“: Eine Kirche, die sich der Gesellschaft lediglich als gesellschaftlicher Problemlöser (Flüchtlinge! Arme!) andient, funktioniert zwar als „Wärmestube der Republik“ (Wegner), aber das ist es dann auch. Deswegen sind beide Bilder nicht als Gegensatz zu verstehen, vielmehr ergänzen sie sich gleichwertig. Wobei die Aufgabe, Salz der Erde zu sein, aktuell mehr Gewicht haben sollte, meint Schockenhoff mit Blick auf seine katholische Kirche. Die Ansicht, Kirche solle sich stärker zum Mitglied öffnen und diesem innerhalb der Kirche mehr Aufgaben und Verantwortung geben, ist einhellig, auch wenn die Schlüsse aus dieser Überzeugung nur langsam gezogen werden.<sup>201</sup> Die Forderung nach stärkerer Außenorientierung von Kirche, bei Kirchengemeinden bezogen auf ihr lokales Umfeld, ist aktuell schon weniger mehrheitsfähig. Das Bild, das Schockenhoff verwendet, geht aber noch weiter: die Kirche soll Teil der Gesellschaft sein. Wie kann dies im Interesse der Kirche liegen? Es gibt darauf prinzipielle und aktuelle Antworten.

Katholische und evangelische Theologen, Theoretiker und Praktiker, finden seit einigen Jahren in der anglikanischen Kirche Antworten, nachdem diese sich aus einer Finanzkrise heraus auf einen im Vergleich kühnen Reformkurs begeben hat, wobei es hauptsächlich um Relevanzgewinn durch neue Formen der Glaubensvermittlung geht.<sup>202</sup>

Wenn Kirche zwar noch als „erhabener Gegenentwurf“ (Schockenhoff) wahrgenommen wird – z.B. als Bauwerk in der Mitte eines Dorfes, das aus traditionellen und kulturellen Gründen auch aus Sicht der Kirchendistanzierten erhalten werden sollte –, aber nicht mehr als Salz in der Gesellschaft, namentlich der aktiven Bürgergesellschaft, um das Bild aus der Bergpredigt nochmals aufzugreifen, dann schwinden die Chancen auf die Zukunftsfähigkeit sowohl des Glaubens als auch der Kirche als Organisation. Wer zweifelt, dass die „Zukunft als religionsfreie Zone“<sup>203</sup> Wirklichkeit werden könnte, sei auf eine Aktion der Herbert-Quandt-Stiftung

---

<sup>201</sup> Ein Beispiel: Gemeinden, die Theologen aus eigenen Spenden finanzieren, sollen diese nicht Pastoren nennen dürfen. Angebote, gemeinsam an einer Anerkennung zu arbeiten, werden bisher nicht aufgegriffen. Vgl. auch Henning von Vieregge: „Ehrenamt verändert Kirche – Konsequenzen eines Paradigmenwechsels, in: eNewsletter Wegweiser Bürgergesellschaft 7/2013 vom 26.4.2013.

<sup>202</sup> Die Literatur dazu ist so umfangreich wie die Besuche, zu denen bemerkt wurde, die Deutschen sollten endlich ihre eigenen missionarischen Hausaufgaben machen und aufhören, die englischen Gemeinden mit ständigen Besuchsreisen von der Arbeit abzuhalten. Dem Greifswalder Theologen Michael Herbst kommt das Verdienst zu, als einer der Ersten das Thema aufgegriffen zu haben, vgl. Wachsende Kirche. Wie Gemeinden den Weg zu postmodernen Menschen finden kann. Gießen 2008. Wenn Außenorientierung zuvor als Identitätsmerkmal des gesellschaftspolitisch engagierten Kirchenflügels galt, ist dies seitdem in Frage gestellt: Auch den frommen Flügel drängt es vor die Kirchentür. Vgl. Philipp Elhaus, Christian Hennecke, Dirk Stelter, Dagmar Stoltmann-Lukas (Hg.): Kirche<sup>2</sup>. Eine ökumenische Vision. Würzburg 2013.

<sup>203</sup> So die Überschrift im Sonntagsblatt, der Evangelischen Wochenzeitung für Bayern, vom 16.3. 2014 in einem Beitrag über die EKD-Mitgliedsstudie „Engagement und Indifferenz“.

verwiesen. Unter dem Titel „Auf der Suche nach dem WIR-Gefühl. Begünstigende und hemmende Faktoren für bürgerschaftliches Engagement in Mecklenburg-Vorpommern“<sup>204</sup> wurde 2013 eine Broschüre herausgegeben, in der die Ergebnisse einer intensiven Befragung von Bürgern in Mecklenburg-Vorpommern an vier Orten in acht Gesprächsrunden mit 81 Ehrenamtlichen und nicht-engagierten Bürgerinnen und Bürgern sowie Experten geschildert werden. Zur Kirche heißt es dort:

80 % gehören keiner Konfession oder einer anderen Konfession an als der christlichen. Dementsprechend können sich die Diskussionsteilnehmer der acht Runden auch kaum zum Themenkreis Kirche und freiwilliges Engagement äußern – die vielfältigen Aktivitäten der Kirchen sind in der breiten Öffentlichkeit offenbar wenig bekannt. [...] Insoweit wird ihnen auch nicht zugetraut, in der breiten Öffentlichkeit Zeichen für mehr gesellschaftliches Engagement zu setzen. Von einigen der Teilnehmer wird das bedauert.<sup>205</sup>

Die Befunde zeigen, dass Finneys oben beschriebene „Generation 4“ keine realitätsfremde Vision ist. Wer verhindern will, dass sie Realität wird, muss handeln.

Es reicht nicht mehr, die Türen der Kirchengemeinden weit zu öffnen. Es reicht auch nicht, wenn die bekennenden Christen mal ausschwärmen. Notwendig ist die konsequente Öffnung gerade gegenüber den Menschen, die mit Kirche und Glauben wenig oder gar nichts anfangen können, sich aber sinnvoll betätigen möchten. Bindung entsteht durch gemeinsames Tun.

Ein solches Vorgehen hat nicht in erster Linie den Staat, dessen Repräsentanten und dessen Verwaltung im Auge, sondern den bisher fremden, auch fremdelnden Nachbarn. Es geht um seine Interessen. Sieht man sich Umfragen unter den Kirchenmitgliedern beider großer Kirchen zum Thema Zivilgesellschaft an, kann man mit Rupert Graf Strachwitz zu dem Fazit kommen, dass „Kirche in ihren Mitgliedern in der Zivilgesellschaft angekommen zu sein scheint.“<sup>206</sup> Allerdings gelte auch, wie Strachwitz detailliert ausführt, dass die Kirchen aus lange gewachsener Tradition „in vielerlei Hinsicht wie öffentlich-rechtliche Gebietskörperschaften [handeln], ohne solche zu sein und ohne über eine vergleichbare demokratische Legitimation zu verfügen.“<sup>207</sup> Heute seien zwar „Bekanntnisse deutscher Kirchenvertreter zur Zivilgesellschaft Ausnahmen“<sup>208</sup>, andererseits sieht Strachwitz die großen Kirchen „auf dem Weg zu einem zivilgesellschaftlichen Selbstverständnis.“<sup>209</sup>

---

<sup>204</sup> Es handelt sich um eine Broschüre der Herbert-Quandt-Stiftung Bad Homburg. Die Untersuchung führte im Auftrag der Stiftung Infratest dimap durch. Den Text schrieb Uwe Meergans.

<sup>205</sup> Ebd. S. 102

<sup>206</sup> Rupert Graf Strachwitz: Kirchen auf dem Weg in die Zivilgesellschaft, in: Forschungsjournal Soziale Bewegungen 1/ 2015, S. 35.

<sup>207</sup> Ebd. S. 32.

<sup>208</sup> Ebd. S. 29.

<sup>209</sup> Ebd. S. 35.

## Bodenhaftung

Gemeinwohlbezogen effektiv sind Organisationen, die ihre Aktivitäten als Kuppelproduktion zwischen Eigen- und Gemeinwohlinteresse verstehen. Es ist erstaunlich, wie wenig davon in der zivilgesellschaftlichen Debatte die Rede ist; als ob es sich um eine Zumutung handelt. Dabei ist gesellschaftlicher Zusammenhalt nur zu erreichen, wenn neben emotionaler Verbundenheit und stabilen vertrauensvollen sozialen Beziehungen – beide Faktoren fließen im hier vertretenen Verständnis zu Beheimatung zusammen – als dritter Faktor die Gemeinwohlorientierung hinzukommt.<sup>210</sup> Wenn man aber Gemeinwohlorientierung als entlang der (guten, alten) Tugenden ausgerichtet konkretisiert, wird bewusst, dass in einem solchen Handeln immer auch ein Schuss Eigeninteresse mitschwingt, was Eifer und Motivation mit Sicherheit nicht mindert. Die alten Tugenden sind Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigung. Die christliche Ergänzung lautet Glaube, Liebe, Hoffnung. Das sind die sieben Tugenden. Dazu kommen Fleiß, Gehorsam und Sparsamkeit als Ergänzungen in der Industriegesellschaft.<sup>211</sup> Haben sich diese Tugenden vielleicht sogar aus Eigeninteresse der Menschen herausgebildet? Gronemeyer sieht das so:

Was die Menschen überleben ließ, war also die Sitte: der Respekt vor den Grenzen des Nachbarn; die Selbstverständlichkeit, in der Not zu helfen; die Ehrfurcht vor dem Boden, der die Nahrung hervorbrachte; die Klugheit, mit der für das kommende Jahr und die nachfolgenden Generationen gesorgt wurde; die Bereitschaft, das Dorf gemeinsam zu verteidigen. In all dem schimmern die klassischen, die aus dem Boden erwachsenen antiken Tugenden durch.<sup>212</sup>

Wenn die Verbindung von Eigen- und Gemeinwohlinteresse auf dem langen Weg von der Agrar- über die Industrie- bis zur Dienstleistungsgesellschaft immer schwächer wurde, wie sollen sich dann die Tugenden in ihrer ursprünglichen Vitalität erhalten?

Diese lebensvollen Tugenden, die den Menschen nicht übergestülpt wurden, sondern in ihnen als Notwendigkeiten gewachsen waren, werden zu leeren Hülsen, wenn die Menschen den Kontakt zum Boden verlieren.<sup>213</sup>

Bei Gläubigen geht der Außenstehende gern davon aus, dass deren Hauptblickrichtung die nach oben ist. Dabei wird übersehen, dass Gläubige häufig und mit Recht als Bodenpersonal Gottes bezeichnet werden. Ist Kirche nicht deswegen besonders geeignet, Menschen die Notwendigkeit einer Tugend- und Gemeinwohlausrichtung im ureigenen Interesse plausibel zu machen? Gemeinwohlorientierung hat altruistische Züge, ist aber auch Ausdruck eines reflektierten Egoismus. Es geht um die Umdrehung des Spruchs „Tue einem anderen nichts an, was du selbst nicht ertragen magst.“ Die Umdrehung lautet: „Tue dem Nächsten das an,

---

<sup>210</sup> So die Definition im sogenannten Religionsmonitor der Bertelsmann Stiftung. Vgl. Richard Traunmüller: Religiöse Vielfalt, Sozialkapital und gesellschaftlicher Zusammenhalt. Gütersloh 2014, S. 8.

<sup>211</sup> Gronemeyer 2019, S. 15-16.

<sup>212</sup> Ebd. S. 107-108.

<sup>213</sup> Ebd. S. 108.

was du möchtest, dass jemand dir antut, wenn du in ähnlicher Situation bist.“ Nimmt die Bereitschaft, entlang dieser Einsicht zu handeln, unter den Bedingungen der Moderne ab? „Die Tugenden sind heimatlos geworden, sie irrlichtern umher wie Elmsfeuer, die die Seeleute früher an den Masten gesehen haben.“<sup>214</sup>

Wer aber wollte bestreiten, dass Kirche und Glauben glaubwürdig Heimathäfen eröffnen können, um im Bild zu bleiben? Vor dem Handeln liegt das Nachdenken, Reden und Schreiben. Hier melden Außenstehende häufig besonders vehement Änderungsbedarf bei der Kirche an, ohne dass dies auf Verwunderung stößt. Käme jemand unangemeldet und unerwünscht in meine Wohnung und würde dringend raten, die Gardinen abzuhängen, weil dies der geltenden Transparenzregel entspreche, so hätte ich jedes Recht, den Besserwisser vor die Tür zu setzen. Kirchen wird dies nicht zugebilligt. Hier könnten Kirchen, gestärkt durch die Realisierung ihrer Bedeutung für ein gelingendes Miteinander, mehr Selbstvertrauen gebrauchen. Sie wollten vielleicht allein schon zur Stärkung auf gesellschaftlich relevante Stimmen hören. Ansgar Klein:

Sie (die Kirchen) sind für unsere demokratischen Gesellschaften bedeutende Akteure. In einer globalisierten Welt werden Kirchen umso wichtiger, weil wir diese globalen Brücken brauchen, die christlichen und den Islam auch.<sup>215</sup>

Olaf Zimmermann, Herausgeber von Politik & Kultur und Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates, kommentiert: „Seit ich offensiv mit meinem Glauben umgehe, sind die Gespräche mit Menschen anderer Glaubensrichtungen viel erfolgreicher geworden“ und erinnert an die vierte der 15 Thesen der vom Deutschen Kulturrat initiierten „Initiative kulturelle Integration“, die lautet: „Religion gehört auch in den öffentlichen Raum.“<sup>216</sup>

### **3.3. Das Spezielle an Kirche**

Was macht die Kirche besonders im Vergleich zu den anderen Akteuren der Zivilgesellschaft? Ich möchte drei Beheimatungsaspekte unterscheiden: Glauben, Gestalt und Gemeinschaft.

#### **Glaube**

---

<sup>214</sup> Ebd.

<sup>215</sup> Interview mit Ansgar Klein.

<sup>216</sup> Olaf Zimmermann: Sichtbar, in: Politik & Kultur 7/2019, S. 1.

Ich möchte mich auf ein Beispiel beschränken. Katrin Göring-Eckardt, grüne Spitzenpolitikerin, ehemalige EKD-Vorsitzende der Synode und ehemalige Kirchentagspräsidentin,<sup>217</sup> sagt zu den Quellen der Beheimatung:

Es gibt ein paar Orte, Steine und Bäume, die bedeuten für mich Heimat. Vieles davon liegt in Thüringen. Aber Heimat ist für mich auch mein Glaube. Mehr zu Hause fühlen als im protestantischen Glauben kann ich mich nicht.<sup>218</sup>

Wer sein Leben in der Annahme führt, gottbefreit seines Glückes Schmied zu sein, muss auch mit der Umkehrung leben, nämlich der vollen Verantwortung für alles, was schief läuft, was überfordert und ins Unglück stürzt. Hybris bei den einen, mindestens übertriebene Selbstschuldzuschreibung bei den anderen, das ist die dunkle Seite der zweiten Moderne. Dagegen steht für den skeptischen Philosophen die Erkenntnis, dass wir unser Leben nicht überwiegend selbst regeln und dass wir somit „nicht nur unsere Leistungen, sondern auch unsere Zufälle, unsere Schicksalszufälle“<sup>219</sup> sind. Gläubige wissen und erfahren es in ihrem Leben: Glauben entlastet, Gott liebt dich trotzdem. Der Jenaer Soziologe Hartmut Rosa liefert eine Begründung für den existenziellen Wert von Glauben. „Im Glauben entsteht das Gespür dafür, dass ich mit etwas Größerem verbunden bin. Etwas, das mich hört und mich meint,“<sup>220</sup> so Rosa. Die Zwickmühle der Moderne („ein permanentes Hin und Her zwischen Ohnmacht und Allmacht“) müsse für wichtige Lebensmomente stillgelegt werden.

Das kulturelle Antriebsmoment jener Lebensform, die wir modern nennen, ist die Vorstellung, der Wunsch und das Begehren, Welt verfügbar zu machen. Lebendigkeit, Berührung und wirkliche Erfahrung aber entstehen aus der Begegnung mit dem Unverfügbaren. Eine Welt, die vollständig gewusst, geplant und beherrscht wäre, wäre eine tote Welt.<sup>221</sup>

Es ist somit nicht vermessen, der Religion auf dem schmalen Grat zwischen erster und zweiter Moderne einen wichtigen Platz zuzumessen; wenn sie ihn denn einnimmt: Gottes und partiell des Menschen Unverfügbarkeit zu beschwören und den Zugriff, der nicht nachlässt, abzuwehren.

## **Gestalt**

Auch zu dieser Beheimatungsquelle beschränke ich mich auf einige exemplarisch gemeinte Hinweise. Fulbert Steffensky, ehemaliger katholischer Mönch, später mit Elisabeth Sölle verheiratet, einer der alten weisen Männer, die in beiden Kirchen willkommen sind, schreibt:

---

<sup>217</sup> In dieser Kombination einmalig, steht sie für die kulturelle Dominanz der grünliberalen Ausrichtung und für das Zusammenwachsen von verfasster Kirche und Kirchentag.

<sup>218</sup> <http://www.sueddeutsche.de/leben/glaubensbekenntnis-katrin-goering-eckardt-1.2786051> vom 23.12.2015.

<sup>219</sup> Odo Marquard bezeichnet sich selbst als einen Skeptiker, vgl. Apologie des Zufälligen. Stuttgart 1986, S. 8.

<sup>220</sup> Hartmut Rosa: Interview: Macht Glaube glücklich? In: Christ & Welt vom 4.7.2019, S. 28.

<sup>221</sup> Hartmut Rosa: Unverfügbarkeit. Wien, Salzburg 2019, S. 8.

Meine Religionshöhle ist mir auch heimatlich, weil ich ihre Wärme mit anderen teile. Ich bin dort im Glaubensgasthaus meiner lebenden und toten Geschwister. Die Toten haben mir die Psalmen vorgewärmt, die ich höre und bete. Die Geschwister, mit denen ich im Gottesdienst sitze, stützen meine brüchige Stimme.<sup>222</sup>

Dem Autor ist seine Religionshöhle, wie er es nennt, heimatlich. Auch wegen der dort praktizierten Rituale. Wer aus der Kirche ausgetreten ist, diese Erfahrung bekommt man immer wieder geschildert, hat die Rituale seiner Kirche nie vergessen und hängt ihnen nicht selten nach. Irvin D. Yalom beschreibt dies in seinem Roman „Das Spinoza-Problem“ über den jüdischen Philosophen Baruch Spinoza, einen Rationalisten durch und durch, der lange nach seinem Ausschluss aus der jüdischen Gemeinde bei einem seiner einsamen Spaziergänge auf eine jüdische Gemeinschaft stößt. Dabei wird er seiner Sehnsucht nach der Wärme jüdischer Rituale gewärtig: „Ich lauschte der Zeremonie, spürte, wie eine angenehme Wärme in mir aufstieg, und ich fühlte mich seltsamerweise zu dieser Gemeinschaft hingezogen.“<sup>223</sup>

Wenn Steffensky vom „Glaubensgasthaus meiner lebenden und toten Geschwister“ spricht, verdeutlicht er eine Besonderheit von Kirche: Sie ist eine uralte Institution. Und sie kann Heimat sein. Glauben, Ritual und Institution sind dabei nicht immer deutlich zu trennen, auch wenn diese Trennung für eine zielgruppengenaue Ansprache sinnvoll sein kann.

Zur beheimatenden Gestalt gehören die Kirchengebäude und die Kirchenmusik.<sup>224</sup> Der Mainzer Theologe Kristian Fechtner, der sich in seiner Weihnachtspredigt 2018 mit dem Thema Heimat befasste, schreibt: „die ersten Paukenschläge der Weihnachtskantate und das ‘Jauchzet, frohlocket’ des Chores: In all diesen Momenten kann Heimat aufscheinen. Hier gehöre ich hin.“<sup>225</sup>

Bei der Kirchenmusik wie bei den Kirchenräumen wird deutlich, dass die Grenze zwischen solchen, die dazu gehören und solchen, die nicht dazu gehören, schwer zu ziehen ist. Wer soll zur ersten Gruppe gehören? Die eingetragenen Kirchensteuerzahler, solche, die sich selbst als Christen bezeichnen, diejenigen, die als Kirchenaktive gelten? Oder die, die sich, und sei es nur auf Zeit, dazu gesellen: im Glauben, im Ritual, in der Gestalt oder in der Gemeinschaft. Welche Bedeutung den Gebäuden zugemessen wird, wird deutlich, wenn sie als Religionsstätte aufgegeben, für andere Zwecke freigemacht oder abgerissen werden sollen. Dann wehren sich auch Menschen, die ansonsten von sich sagen, dass sie mit Kirche nichts oder nichts mehr zu tun haben wollen. Die Strahlkraft des Herkunftsorts bezieht sich in nicht in wenigen Fällen auf die Kirche, in deren Mauern man aufgewachsen ist. Wer in eine fremde Stadt kommt, sich umschauchen will, steuert oft zunächst die Hauptkirche an. Hier die

---

<sup>222</sup> Steffensky 2017, S. 83.

<sup>223</sup> Irvin D. Yalom: Das Spinoza-Problem. München 2013, S. 433.

<sup>224</sup> Dazu ausführlich Wegner 2019, S. 228-237.

<sup>225</sup> Kristian Fechtner: „Geboren werden – Heimat finden“. Predigt im Universitätsgottesdienst am 20.12.2018 in der Mainzer Christuskirche.

Gläubigen, dort die Touristen. Letzteren zu helfen, das, was sie bei ihrem Besuch suchen, auch zu geben, ist zur wichtigen Aufgabe von Kirche geworden.

## **Gemeinschaft**

Kirche bietet Gemeinschaft. Ich zitiere nochmals Fulbert Steffensky:

Dass diese Religionshöhle ein Fuchsbau der Heimat sein kann, erfährt man nicht durch kluges Nachdenken über sie, sondern durch Handeln. [...] Man kann nicht lange ein reiner Bewunderer einer Sache sein, wenn die Bewunderung nicht auch Praxis wird. [...] In den Gewohnheiten genieße ich nicht nur die Wärme meiner Höhle, ich erzeuge sie.<sup>226</sup>

Wichtig scheint mir Steffenskys Hinweis auf Wärme, die Gemeinschaft erzeugt. Wärme und Heimat stehen hier zusammen. Zu Recht. Gemeinschaft entsteht nicht von oben und nicht allein dadurch, dass andere sich um sie bemühen. Eigenes Zutun ist notwendig. Es stößt aber nicht selten, gerade auch in Kirchengemeinden, in denen unter dem Dach der Kirche schon viele Gemeinschaften vorhanden sind, auf Hindernisse. Gerade die Nähe derer, die schon da sind, erweist sich als Sperrriegel. Hier gilt es, bewusst einladend zu handeln. Symbolisch gesprochen: Im Hauskreis bleibt immer ein Stuhl frei. Damit wird angezeigt: wir sind offen für Neue und Neues. Und die Praxis? Hier überwiegt die Skepsis. Holger Backhaus-Maul macht darauf aufmerksam, dass „Stammkunden“ nicht selten „Laufkundschaft despektierlich behandeln. Es wird die Differenz betont und Abstand gehalten. Diversität ist noch kein Anlass für Neugierde und keine kulturelle Selbstverständlichkeit.“<sup>227</sup> Olaf Zimmermann sieht die Gefahr einer Kluft zwischen Einheimischen und Zugereisten in Berlin. Letztere suchen, wenn sie in den Gottesdienst gehen, „Anschluss, auch ein Stück Heimat, suchen Kontakte.“ Er sieht die Gemeinden dazu ungenügend gerüstet. „Ich glaube, dass es da noch eine große Debatte braucht, damit sie da hinkommen.“<sup>228</sup>

## **4. Zum Lagebild: Einsichten aus der Praxis**

Wo steht die Kirche? Diese Frage kann nur fragmentarisch beantwortet werden: Mit den Ergebnissen meiner Recherche in der Nordkirche, der Einschätzung, dass es der Pfarrerschaft an Geschlossenheit und Loyalität mangelt, auch als Ergebnis von Führungsentscheidungen. Ich werde außerdem einen Blick auf eine besondere Gemeinde werfen und zwei Beispiele aus deren Praxis anführen; Beispiele, die zeigen, was geht und was auf inneren Widerstand stößt und scheitert.

---

<sup>226</sup> Fulbert Steffensky: Heimathöhle Religion. Ein Gastrecht für widersprüchliche Gedanken. Stuttgart 2015, S. 82.

<sup>227</sup> Interview mit Holger Backhaus-Maul.

<sup>228</sup> Interview mit Olaf Zimmermann.

### **Schwachpunkt: Es fehlt an Vertrauen des hauptamtlichen Personals untereinander**

Die bisherigen Veränderungsbemühungen innerhalb der EKD stärkten bisher eher die Beharrungskräfte als den Mut der Veränderungsbereiten. Die katholische Kirche ist in vielen Bistümern mit Umstrukturierungsprozessen schon deutlich weiter. Das wundert nicht, denn der Priestermangel ist größer als der Pfarrermangel. Innerhalb der katholischen Kirche gibt es Anzeichen dafür, dass man an der Basis Wege sucht, aus der Zusammenlegung von Pfarreien das Beste zu machen. Wenn Pfarrer nun Großgemeinden leiten, übernehmen die bisherigen Aufgaben Ortsgeistliche, Referentinnen und Referenten, die als Nichtgeweihte nicht zölibatär gebunden sind. So lässt sich der Zölibat ein Stück weit unterlaufen sowie die Frauenbeteiligung und das Ehrenamt stärken.<sup>229</sup> Wenn solche Entwicklungen zu pastoralen Räumen trotz aller Zweifeln und Proteste zusammengeführt werden könnten mit der Bewegung „Kleine christliche Gemeinschaften“, dann ergäbe sich meines Erachtens eine Lösung für die vielfältigen Veränderungen und Probleme der Kirche: Gelänge diese Ausbalancierung zwischen Veränderungen „oben“ und „unten“, könnte etwas aufregend Neues entstehen.<sup>230</sup>

Von evangelischer Seite hat Wolfgang Hubers Reformvorstoß 2006<sup>231</sup> die Gründung des Zentrums für Mission in der Region in Dortmund bewirkt, das unter der Leitung von Hans-Hermann Pompe bis zu seiner Auflösung 2018 mit Verve für Kooperationen der Kirchgemeinden in ihren Regionen geworben hat.<sup>232</sup>

Gemeindearbeit, die sich durch Spendenakquise und Drittmittelbeschaffung mehr Wirkungsmöglichkeiten eröffnet, galt manchen Nachbargemeinden und teils auch Kirchenfunktionären wie in der EKHN (und gilt noch immer) als kritikwürdig. Kollegen unterstellten Abwerbung, als sei der Übertritt von einer Gemeinde in eine andere eine Straftat und die Freiwilligkeit derer, die sich eine für sie passendere Gemeinde suchen, unglaubwürdig. Wer Spendenakquise betreibt, stellt seine Leistungen und seine Ziele heraus. Beides entspricht für viele Kirchenmitglieder nicht dem Kommt. Die Kirchenleitung schwankt zwischen Bemächtigung und Distanzierung. Die Erfolge solcher Gemeindearbeit werden auch – übrigens mit einem gewissen Recht – auf die Unterstützung durch die Zentrale zurückgeführt, der Weg zu den Erfolgen aber als fragwürdig bezeichnet.

---

<sup>229</sup> Susanne Degen, Andreas Unfried: XXL Pfarrei. Wie Menschen Kirche entwickeln. Würzburg 2018, dazu meine Besprechung im Hessischen Pfarrblatt Nr.6/Dezember 2018, S. 204-207.

<sup>230</sup> Einflussreich Christian Hennecke, Mechthild Samson-Ohlendorf: Die Rückkehr der Verantwortung. Kleine Christliche Gemeinschaften als Kirche in der Nähe. Würzburg 2011. Mittlerweile gibt es Anstöße im Netz wie „Kirche geht, Netzwerk lokale Kirchenentwicklung“, <https://www.kirche-geht.ch/>.

<sup>231</sup> 2006 stieß das Impulspapier des damaligen EKD-Ratsvorsitzenden Huber „Kirche der Freiheit“ einen nicht unumstrittenen Reformprozess in der evangelischen Kirche an.

<sup>232</sup> Christhard Ebert, Hans-Hermann Pompe (Hg.): Handbuch Kirche und Regionalentwicklung. Leipzig 2014.

Ich frage mich, ob die Mischung parochialer und kongregationaler Strukturen Kirche und Glauben hilft oder nicht.<sup>233</sup> Warum soll eigentlich ein Pfarrbezirk innerhalb einer Kirchengemeinde oder eine Kirchengemeinde zu den Nachbargemeinden abgegrenzt sein? Warum sollen Gemeindeneugründungen innerhalb bestehender Gemeinden ausgeschlossen sein? Wachstum in bestehenden Strukturen ist nahezu ausgeschlossen, durch Neugründungen lässt sich Mitgliederschwund mindestens verringern.<sup>234</sup> Die Vorstellung einer lebenslänglichen Mitgliedschaft an einer Stelle als Normalfall wird durch die Realität vielfach widerlegt. Kirche ist keine geschlossene Wohngemeinschaft auf Lebenszeit; man sollte man sie vielmehr als eine offene Sinnngemeinschaft auf Zeit verstehen und akzeptieren?<sup>235</sup> Das gilt insbesondere für Kirchengemeinden. Wenn sie ermuntert werden, diesen Weg, der Teile erprobter Praxis von Freikirchen in die verfasste Kirche transformiert, verstärkt einzuschlagen, könnte dies Kirche insgesamt erneuern. Dies wäre eine Alternative zur Sparmethode quer über alle Aktivitäten, wie sie das ausgeprägte Synodalwesen ansonsten mit großer Wahrscheinlichkeit hervorbringen würde.

Schon jetzt gilt die Beobachtung, dass Religion sich auf Kirche zurückgezogen hat, Effekt der Säkularisierung.<sup>236</sup> Man kann sogar noch einen Schritt weiter gehen und feststellen: Glaube ohne Kirchengemeinden, wünschenswert fußläufig erreichbar, überlebt nicht. Kirchengemeinden sind „die mit Abstand wichtigste Drehscheibe der Kirchenmitgliedschaft.“<sup>237</sup> Zentral ist das Pfarrpersonal. Ob es zukünftig vor Ort, so wie es bei der katholischen Kirche unumgänglich ist, durch theologische Referenten (die es im Augenblick noch gar nicht gibt) und durch Ehrenamt ersetzbar ist, weiß noch niemand. In Brandenburg beispielsweise versucht man durch verstärkte Ausbildung im Lektoren- und Prädikantenamt sich auf diese Situation vorzubereiten, sollte aber durch die Erfahrungen der anglikanischen Kirche<sup>238</sup> gewarnt sein: Verlässlichkeit braucht ein gewisses Maß an Koordination, die rein über das Ehrenamt nicht zu bekommen ist. Das bedeutet ein gewisses Maß an Finanzierungsnotwendigkeit. Alles andere wäre auch im Vergleich zu den Hauptamtlichen nicht fair. Loben allein kommt an seine Grenzen, Übertreibungen verunsichern und helfen nicht<sup>239</sup>. Geld ist die eindeutigste Währung. Beides, Ehrenamt und Honorar, gehen im Mix, wie nicht zuletzt die Arbeit in lokalen und regionalen Parlamenten zeigt.

---

<sup>233</sup> Thorsten Latzel, Gerhard Wegner (Hg.): *Congregational Studies Worldwide. The Future of the Parish and the free Congregation.* Leipzig 2017.

<sup>234</sup> So die langjährige Erfahrung von Rotary in Deutschland.

<sup>235</sup> Sven Evers: Vorbild Tankstelle, vergesst die Parochie – um der Kirche willen, in: *Evangelische Sonntagszeitung* vom 19.5.2019, S. 11.

<sup>236</sup> Wegner 2019, S. 150.

<sup>237</sup> Ebd. S. 251.

<sup>238</sup> Kirche muss Menschen träumen lassen. Gespräch mit Bischof Steven Croft und Präses Michel Diener über Fresh X, in: 3E, Juni bis September 2019, S. 34-36.

<sup>239</sup> Steffen Bauer: Leiten braucht Unterstützung. Niemanden mit der Verantwortung alleine lassen, in: Coenen-Marx, Hoffmann 2017, S. 185.

Während der Bischof von Oxford, Stephen Croft, für die anglikanische Kirche feststellt, dass sich dort leider eine Bewegung von Ehrenamtlichen und eine von Hauptamtlichen vermische („und wenn man so will auch von Salz und Licht. Es geht nicht um ein entweder – oder!“), gilt in Deutschland noch ganz überwiegend der ungebrochene Blick des Kirchenmitglieds der Pfarrerin oder dem Pfarrer. Fehlt es daran, ist der Austritt nahe.

Mehr als drei Viertel der evangelischen Kirchenmitglieder kennen eine Pfarrerin bzw. einen Pfarrer mindestens namentlich oder vom Sehen. Ein solcher persönlicher Eindruck – das zeigt der Vergleich mit denen, die keinen Pfarrer kennen – steht in engem Zusammenhang mit der Kirchenbindung. Insoweit kann durchaus von einer pastoralen Schlüsselrolle für die Wahrnehmung der Kirche im Ganzen gesprochen werden.<sup>240</sup>

Wenn das Pfarrpersonal als so wichtig angesehen wird, ist die Antwort auf die Frage, worauf dieses Personal in Bezug auf Veränderung ausgerichtet ist, von besonderer Bedeutung. Noch ist das Schlüsselpersonal überwiegend darauf fixiert, dass ihre eigenen Interessen erfüllt werden, und zwar von „oben“. Wünsche, die die Arbeitsmöglichkeiten in der Kirchengemeinde betreffen, werden vorgetragen. Ich zitiere aus einem Text, dem eine Befragung von Studierenden, Berufseinsteigern und Pfarrerrinnen und Pfarrern vor Ort, in diesem Fall in Bensheim in Südhessen zugrunde liegt.

Die Ausstattung von Pfarrhäusern, die finanzielle Unterstützung für Gemeindebüros und gemeindliche Arbeit, die Unterstützung von Pfarrfamilien in vielfacher Hinsicht sollten verstärkt werden. Ein gut organisiertes Gemeindebüro hat hier eine wichtige Aufgabe.“ Kritisch heißt es: „Der Kirchengemeinde werden vielfältige Vorschriften gemacht, die zu einer Entmündigung der Gemeinde führen... Die Verwaltung der Gemeinden darf nicht aufwendiger werden, sondern muss durch kluge Verwaltungsprozesse und effizienten Service vereinfacht und verbessert werden... Die Auflösung der Gemeinden in Kooperationsräume und funktionale Stellen wird die Attraktivität des Pfarrberufs vermindern.“<sup>241</sup>

Mit Sätzen wie den zitierten ist die Zielrichtung des Papiers eindeutig: Es soll noch stärker in Kirche vor Ort investiert, bürokratische Anforderungen minimiert oder ausgegliedert werden und der stets ungeliebten Kirchenverwaltung wird empfohlen, sich als Dienstleister und Ermöglicher zu verstehen. Das Papier, das hier als Beispiel dient, bleibt in seinen Forderungen zurückhaltend, vielleicht, um bei der Reaktion der Adressaten, die erfahrungsgemäß zwischen Einhegung und Ausgrenzung entscheiden, nicht den Querulantenstempel aufgedrückt zu bekommen. Weitergehende Forderungen wären z.B.: Für die Gemeinde sollte es seitens der Kirchenführung Extragelder bei und für zivilgesellschaftliches Engagement geben. Die Kirchensteuergelder neueintretender Mitglieder sollten für eine festgelegte Anzahl von Jahren (fünf? zehn?) den Finanzen der Kirchengemeinde direkt zufließen. Landpfarrer sollten Dienstwagen haben, die frei zur privaten Nutzung sind. Gemeindepfarrer sollten Extras bekommen (Zuschläge zur Pension?), die Mitgliedern der Kirchenverwaltung mit ihren meist

---

<sup>240</sup> EKD – Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, Engagement und Indifferenz. Kirchenmitgliedschaft als soziale Praxis. Hannover 2014, S. 13.

<sup>241</sup> Christoph Bergner: Thesen zur Zukunft des Pfarrberufs, in: Hessisches Pfarrblatt Nr.1/2019, S. 11-12.

berechenbaren Arbeitszeiten nicht zustehen; es sei denn, sie nehmen in der Kirchenverwaltung nur halbe Stellen wahr und gehen mit den anderen halben Stellen an die Basis (nicht nur zum Predigen).

Bei einer weiteren Passage aus dem Beispielpapier aus Bensheim, die hier zitiert werden soll, bleibt der Adressat im Dunkeln: „Das Leben der Gemeinden darf nicht durch zynischen Pessimismus, kleinmütigen Rückzug und immer ungünstiger gestaltete Rahmenbedingungen nach und nach ausgetrocknet werden.“<sup>242</sup>

Ich vermute mal, es wird auf den Dreiklang des Rückzugs von Kirche angespielt: Gläubige ziehen sich innerhalb und aus der Kirche zurück, das Kirchensteueraufkommen hat seinen Zenit überschritten und sinkt absehbar in erheblichem Ausmaß und der Pfarrermangel wird spürbar. Absicht des Bensheimer Papiers war es, aus der Sicht einer Ortsgemeinde Forderungen und Überlegungen vorzulegen, die helfen, die Attraktivität des Pfarrberufs zu erhalten. Klar ist, dass die Beziehung Ortsgemeinde-Leitung vielfach alles andere als harmonisch zu beschreiben ist. Ein amtierender Bischof einer Landeskirche sagte im Small Talk, bei dem offen blieb, ob in ironischer Übertreibung oder in aller Ernsthaftigkeit: „Wenn ich etwas durchaus nicht will, sollte ich es Pastoren und Kirchenvorständen empfehlen.“ Empfehle er nämlich etwas, dringe dies ziemlich verlässlich an die Gemeindeebene nicht durch. Die wollten sich nichts vorschreiben lassen, neigten sogar aus grundsätzlicher Abneigung gegenüber Vorgaben dazu, gegenteilig zu handeln. Es ist nicht zu entscheiden, ob die Kritik der Basis an der Spitze, der Außenstelle an der Zentrale („Die in X-Stadt – Sitz der Kirchenleitung haben doch keine Ahnung“) nicht dem ganz normalen Nörgeltum solcher Organisationsgefüge entspricht.

Zu vermuten ist, dass in Unternehmen die Sanktionsmöglichkeiten gegenüber (wie auch immer definierter) Illoyalität größer sind und im Interesse eines weitgehend geschlossenen Auftretens des Unternehmens nach außen von diesen Sanktionen auch tatsächlich Gebrauch gemacht wird als in weniger kundenabhängigen Organisationen. Eine Selbstverständnisbeschreibung über Gemeindepastoren ist für Außendienstmitarbeiter eines Unternehmens in dieser Form nicht vorstellbar:

Orientierung im Berufsalltag erfolgt an den eigenen Berufserfahrungen, am eigenen Gewissen, an theologischen und biblischen Überzeugungen – und sehr viel weniger an Erwartungen der Ehrenamtlichen, von Vorgesetzten oder des Kirchenvorstandes, ausdrücklich nicht an den Vorgaben der Landeskirche oder anderen Standards.<sup>243</sup>

Voraussetzung für die Umsetzung solcher Absichten ist der Wille der Kirche, wirksam zu. Hier setzt Gerhard Wegner in seiner Schrift „Wirksame Kirche“ an, in der er seine Zeit als

---

<sup>242</sup> Wegner 2019, S. 5.

<sup>243</sup> Ebd.

Direktor des Sozialwissenschaftlichen Instituts der EKD resümiert: „Es klingt sicherlich für viele Zeitgenossen seltsam, aber dass die Kirche mit ihren vielfältigen Tätigkeiten etwas in der Gesellschaft bewirken soll, ist ganz und gar nicht selbstverständlich.“<sup>244</sup>

Eine Barriere liege beim Pfarrpersonal, das, „um es freundlich zu sagen, nur ein sehr begrenztes Interesse daran hat, überhaupt Wirkungen zu erzielen.“<sup>245</sup> Entscheidend sei das Erreichen von Selbstzufriedenheit. „Auf jeden Fall gilt, dass sich das Muster einer wirksamen Kirche am eigenen Personal bricht“.<sup>246</sup>

Ein harscher Befund. Kann es sein, dass das Pfarrerdasein mit seiner ständigen Konfrontation mit Verlusten (Gemeindemitglieder, Geldmittel, Relevanz, Reputation) für viele Hauptamtliche nur mit einer Abwehr gegen jegliche Zielmarken durchhaltbar ist?<sup>247</sup> Will das Pfarrpersonal nichts und niemanden retten außer den eigenen Seelenfrieden? Das ist sicher nicht so. Und auch den wohlfeilen Spruch „Ausnahmen bestätigen die Regel“ möchte ich nicht heranziehen. Ich meine, die Lösung könnte in einem Zusammenklang von freikirchlichen und verfassten Strukturen liegen, ergänzt um Fresh Ex-Aktive. Besonders wirksam wäre eine Zusammenarbeit von Kirche und Diakonie, wenn sie, wie im Untertitel des Buches von Lilie, sich beim „Finden des Zusammenhalts“ in der Handlungsverantwortung sähen, miteinander und im Zusammenwirken mit Dritten. Zusammenhalt und Heimat korrespondieren, folglich wäre dies in der hier vorgeschlagenen Begriffsverwendung ein wirksamer ‚Beheimatungsbeitrag‘ – für die Organisationen und das Quartier gleichermaßen.

## Die Recherche der Nordkirche

Aufschlussreich ist eine Initiative der Nordkirche namens „Stadt mitgestalten – Initiative zur Stärkung kirchlicher Arbeit in der Stadt“. 2013 für drei Jahre gestartet unter der Leitung Frank Düchting, seinerzeit Studienleiter der Evangelischen Akademie der Nordkirche,<sup>248</sup> versuchte sie die Öffnung der Kirche zur Stadt zuerst mithilfe von Flyern, Tagungen und Broschüren zu erreichen.<sup>249</sup> Doch heute sieht Düchting in der Direktkommunikation die aussichtsreichste Vorgehensweise. Er spricht von aufsuchender, aktivierender Befragung, was heißen soll: „Schlüsselpersonen und -gemeinden identifizieren, Beziehungen herstellen und die Problem-

---

<sup>244</sup> Ebd.

<sup>245</sup> Ebd. S. 9.

<sup>246</sup> Wegner 2019, S. 9.

<sup>247</sup> Das würde erklären, warum eine empirische Untersuchung wie die von Wilfried Härle u.a.: *Wachsen gegen den Trend. Analysen von Gemeinden, mit denen es aufwärts geht.* Leipzig 2008, auf solche stark emotionale Abwehr gestoßen ist und dann in der weiteren kircheneigenen Rezeption unterging. Auch empirisch angelegt, aber schon im Titel deutlich zurückhaltender: Philipp Elhaus, Matthias Wöhrmann (Hg.): *Wie Kirchengemeinden Ausstrahlung gewinnen. Zwölf Erfolgsmodelle.* Göttingen 2012.

<sup>248</sup> Ich danke Frank Düchting für seine Unterstützung.

<sup>249</sup> Siehe auch die Homepage der Initiative <http://www.stadtmitgestalten.de/>.

lagen der Menschen in der Stadt gemeinsam bearbeiten.<sup>250</sup> Von den 130 Gemeinden sollten diejenigen, die bereits in der Stadt aktiv sind, visitiert und bestärkt werden. Dabei sollten stadtteilbezogene Akzentuierungen nach Kategorien unterschieden werden: kulturell, ökologisch-nachhaltig, sozialdiakonisch, interreligiös und politisch-gesellschaftlich. Die so in ihrer Außenorientierung unterschiedlich ausgerichteten Kirchengemeinden sollen in Cluster gebracht werden und sich dort untereinander austauschen. Düchting geht davon aus, dass sich etwa 30 Prozent aller Gemeinden von einem „der Stadt zugewandten Kirchenbild“ leiten lassen. Die anderen ca. 70 Prozent sähen „Kirche eher als ein Gegenüber zur Stadt, als religiösen und spirituellen Ort der Gemeinschaft. Allenfalls sind diese Gemeinden diakonisch-karitativ unterwegs.“ Da ist es wieder, das „Licht auf dem Berg“!

Außenorientierung gehört von jeher zu den Kernaufgaben von Kirchengemeinden, aber es fehle der Kirche doch an „Kompetenz für das aktive sich Einlassen auf die jeweilige Umgebung.“ Anhand dreier Merkmale wird der Grad der Öffnung von Kirchengemeinden gemessen.<sup>251</sup> Dabei geht es um drei Suchbewegungen: Hat die Gemeinde über den Pastor, den Kirchenvorstand und seine Haupt- und Ehrenamtlichen Kontakte in den Stadtteil hinein? Hat die Gemeinde ein Leitbild, ein Konzept, um für die Region bzw. das Quartier ein attraktiver Partner zu werden? Hat die Gemeinde zu ihrer Öffnung eine theologische und kirchliche Begründung erstellt und veröffentlicht?

Eine weitere Kriteriensammlung, auf die die Hamburger Bezug nehmen, liefert Paul Hermann Zellfelder, nicht ohne sie mit Beispielen zu illustrieren.<sup>252</sup> Er unterscheidet sechs Formen gesellschaftsdiakonischen Engagements von Gemeinden: Raum geben, Forum sein, Partei ergreifen, institutionelles Engagement betreiben, Netzwerk bilden und Position beziehen.

Beide Beispiele für Kriterien zeigen, dass der Nexus von Kirche und Zivilgesellschaft, auch von Kirche und Heimat, keine Extravaganz darstellt, sondern bereits vielfach gelebt wird. Gleichwohl bleibt ein Schub an Aufmerksamkeit für das Themenfeld zu wünschen. Nicht jeder Akteur der Zivilgesellschaft wartet freilich auf kirchliche Beiträge. Wir wissen, dass die Kirche sich insgesamt bemühen muss, für die Menschen relevant zu bleiben. Mir haben die Gespräche mit Experten der Zivilgesellschaft gezeigt, dass viele ein stärkeres Engagement der Kirchen für wünschenswert halten.

Fragen wir also umgekehrt: Was hätte denn die Zivilgesellschaft von einer Kirche zu erwarten, die sich zivilgesellschaftlich engagiert?

---

<sup>250</sup> Zitiert aus dem Vortrag Düchting's bei einer Strategietagung der Aktion Kirche findet Stadt am 17.9.2013 im Bundesbauministerium, Berlin, nachzulesen unter [http://www.akademie-nek.de/h/die\\_stadt\\_mitgestalten\\_107.php](http://www.akademie-nek.de/h/die_stadt_mitgestalten_107.php). Auch die nachfolgenden Zitate stammen aus diesem Vortrag.

<sup>251</sup> Zitiert aus einem internen Paper der Initiative mit dem Titel „Gemeinde im Quartier – Erkennungsmerkmale“.

<sup>252</sup> Paul Hermann Zellfelder: Gesellschaftsdiakonische Bedeutung von Kirchengemeinden, in Volker Hermann, Martin Horstmann (Hg.): *Wichern III – Gemeinwesendiakonische Impulse*. Neukirchen 2010, S. 66-75, hier S. 70.

## **Bestandsaufnahme empfehlenswert: sie könnte überraschen**

Kirche vor Ort, das ist wesentlich die Kirchengemeinde, das Herzstück der Kirche. Hier findet Gemeinschaft statt. Es ist lohnend für jede Kirchengemeindeführung, die formalen und informellen Gemeinschaften in einer Kirchengemeinde genauer zu analysieren. Das Ergebnis könnte staunen machen. Die Andreaskirche Eschborn-Niederhöhnstadt hat es bei einer Klausurtagung des Kirchenvorstands, dem ich damals angehörte, getan. Zu unserer Überraschung kamen wir bereits eingangs auf 45 Gruppen, weit mehr als wir geschätzt hätten. Nach einem rund einstündigen Austausch zwischen Kirchenvorstand, Pastoren und weiteren Gemeindeaktiven konnten wir 100 Gruppen notieren. So wurde uns bewusst, dass es neben den ca. 20 Hauskreisen, die erfasst waren, weitere, gewissermaßen inoffizielle Kreise gab. Im Verständnis mancher Kirchengemeinden sind Hauskreise die Basisgruppen des Glaubens und der Organisation. Sieht man die Vielzahl dieser Gruppen innerhalb der Gemeinden, dann lässt sich feststellen, dass Kirchengemeinden differenzierte Organisationen sind.<sup>253</sup> In ihr sind Kirchensteuerzahler aus anderen Gemeinden aktiv, aber auch Menschen aus ganz anderen Zusammenhängen. Die Vorstellung, dass jeder und jede sich im Gottesdienst ein- geschweige denn zusammenfinden, ist mittlerweile realitätsfern.

Hier eine keineswegs vollständige Zusammenstellung solcher Gruppen:

1. Hauskreise
2. Chor (Projektchor)
3. Kochen für Obdachlose
4. Theater
5. Gemeindeaufbauverein
6. Flüchtlingshilfe
7. Gruppen auf Zeit zur Förderung einzelner Projekte
8. Sportgruppen
9. Spielgruppen
10. Sorgende Gemeinschaft (fallbezogen, zeitlich limitiert)

Erfasst man bei einer solchen Zusammenstellung noch die Vernetzung einzelner Gemeindeaktiver in die lokale Zivilgesellschaft hinein, ist das so entstehende Abbild der bestehenden Beziehungen noch um ein etliches ausgedehnter. Es zeigt sich dann, dass das „Wir“ in verschiedenen Rollen und Funktionen gelebt wird. Wer gleichzeitig im Sportverein, im Gesangsverein und in der Kirche aktiv ist, erfährt die Anforderung jeder Institution, sich doch voll und ganz bei ihr einzubringen. Diese Absolutsetzung ohne Blick auf alle Rollen des Gegenübers

---

<sup>253</sup> Uta Pohl-Patalong, Eberhard Hauschildt: Kirche verstehen. Gütersloh 2016, insb. S. 98-102.

ist verantwortungslos. Dass manche Menschen auch im Engagement vor sich selbst geschützt werden müssen, und zwar durch die Institution, die vom Engagement profitiert, wird oft vernachlässigt. Es fehlt an Anerkennung, dass das „wir“ in starken, aber auch schwachen Bindungen gelebt werden kann. Beides ist gleichermaßen legitim. Das zu akzeptieren ist eine Einstellung, die in Institutionen erarbeitet und verteidigt werden muss.

### **Am Beispiel einer Kirchengemeinde**

Schaut man auf die Eschborn-Niederhöchststadter Andreaskirche, so bietet sie in ihrer Entwicklung und auch aktuell ausreichend Stoff zur Richtungsdiskussion unter dem Gesichtspunkt von Profilierung und Öffnung. Seit 1989 hatte sie Dr. Klaus Douglass zwei Jahrzehnte lang als Pfarrer geprägt. Er berichtet über seine Zeit auf seiner Homepage.<sup>254</sup>

Bekannt wurde die Gemeinde durch ihre Go Special Gottesdienste, die bis heute Kirchendistanzierten den Weg ebnen sollen: religiöse Events in einem Großkino im Main-Taunus-Zentrum in vierwöchigem Abstand. Dies war und ist aber nur eine Facette von vielen. Aus Spenden bezahlte und im eigenen Gemeindeaufbauverein angestellte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter brachten und bringen Wachstum auf vielen Gemeindefeldern zustande. Eine Reihe von Jahren hieß das Selbst- und Zielbild „Licht auf dem Berg“. Versucht wurde, den „Expo-Wal“ der Weltausstellung 2000 aus Hannover nach Eschborn zu holen – als sichtbaren Ausdruck einer zwar im Lokalen verwurzelten aber weit in die Region hineinstrahlenden Kirche. Der Wal ist heute immer noch in Hannover (nicht zu verwechseln mit dem Christus-Pavillon, der nach Thüringen ins Kloster Volkenroda transportiert wurde) und die Andreaskirche trotz einiger räumlicher Erweiterungen immer noch in beengten Raum-Verhältnissen.

Die Gemeinde hat heute ein eigenes Buchgeschäft („Der 7. Himmel“), mehrere Theater- und Musicalgruppen, eine Familienbildungsstätte, eine äußerst lebendige Beziehung zu einer großen Gemeinde in Nairobi, ein vitales Seniorenangebot mit herausragender Demenzarbeit, ein Konfirmandenangebot mit Sogwirkung in die Nachbargemeinden, fast 30 Hauskreise ohne Einbeziehung von Hauptamtlichen sowie differenzierte Gottesdienstangebote, sonntäglich drei für Erwachsene und vier für Kinder und Jugendliche. Nun sieht sich die Gemeindeleitung am Scheideweg: Soll sie vorrangig versuchen, den ewig einengenden Raumangel zu beheben (Neubau? Ausbau?) oder soll sie ihre Kraft in den Ausbau ihrer Netzwerke stecken? Soll sie ihre Fühler tiefer in die lokale und regionale Bürger- und Zivilgesellschaft ausfahren? Soll sie, mit der Bergpredigt gefragt, eher Salz der Erde als Licht auf dem Berg sein?

---

<sup>254</sup> <http://www.douglass.de/pfarrer/story.php>.

In jeder Kirchengemeinde werden mit jedem Beschluss, bei dem es um Ressourcenverwendung geht, die Gewichte zwischen diesen beiden Bildern aus der Bergpredigt in die eine oder andere Richtung verschoben. Mehr nach innen oder mehr nach außen wirken, mehr Aktivitäten mit und für Schwache oder mit und für Starke, mehr soziales oder mehr kulturelles oder mehr politisches Engagement, mehr mit oder mehr ohne externe Partner, das sind nur einige Spannungsbeziehungen.

Ein Perspektivwechsel verhilft zu neuen Einsichten. Adrian Schleifenbaum gibt in seiner Dissertation dazu aus eigener Anschauung ein Beispiel der anglikanischen St. Saviours-Kirchengemeinde in Nottingham:

Unter diesen Umständen [multikulturelles Quartier, Arbeiterviertel, Desinteresse an klassischen kirchlichen Angeboten] begannen die Engagierten der Kirchengemeinde, die eigene Rolle und Aufgabe im Ort zu hinterfragen. ‚Wer sind wir für unsere Nachbarn?‘, ‚Was würde den Menschen fehlen, wenn es uns hier nicht mehr gäbe?‘ Solche Fragen waren sicherlich unbequem. Aber sie führten zu erhellenden Gesprächen. Die Mitglieder von St Saviours trafen sich mit den Kneipenbesitzerinnen, den Eltern im Viertel, den Angestellten aus der Stadtverwaltung, den Ehrenamtlichen der Heilsarmee und den Lehrern der örtlichen Schulen. Dieser Perspektivwechsel leitete einen umfassenden Wandel ein.<sup>255</sup>

So stellte die Kirche eine Pädagogin und einen Fundraiser ein und entfernte das Kirchengebäude. Insbesondere alleinerziehende Mütter, Patchworkfamilien und Kinder aus dem Quartier finden nun in der verwandelten Kirche ihren Platz.

Wer aus der Sicht der immer mehr an Bedeutung gewinnenden lokalen Bürger- und Zivilgesellschaft auf Kirche schaut, kann die Frage beantworten, unter welchen Voraussetzungen vermehrter christlicher Einsatz erwünscht ist: Es geht um die gesellschaftliche Anschlussfähigkeit von Kirche, im konkreten lokalen Fall von Kirchengemeinde vor Ort. Wer nur sein Ding ganz für sich machen will, wird bürgerschaftlich immer weniger benötigt. Er gerät bei den anderen gar nicht in den Raum mit den Anschlüssen. Wer sich andererseits in seiner Identität vollständig aufgibt, ist kein brauchbarer Akteur. An dieser Stelle kann nicht in der ganzen Problembreit entfaltet werden, wie das Miteinander im lokalen Bezugsfeld zu einer Win-Win-Situation gestaltet werden kann, aber es ist deutlich: einfach ist das nicht. Der Weg ist für keine Kirchengemeinde ohne das Risiko: Bleiben der innere Zusammenhalt untereinander und die Ausrichtung auf die identitätsstiftende Mitte, wie zumeist der sonntägliche Gottesdienst eingeschätzt wird? Das anglikanische Beispiel der Fresh Expressions aktualisiert die Frage, welche missionarischen Wachstumsimpulse ergänzend möglich und sinnvoll wären.<sup>256</sup>

---

<sup>255</sup> Schleifenbaum 2019, S. 1-2, Hervorhebungen vom Verf.

<sup>256</sup> Die erwähnte Dissertation von Adrian Schleifenbaum „Auf gute Nachbarschaft!“ liefert auch zu Fresh Ex neue Erkenntnisse entlang der Blickachsen Organisation, Institution, Interaktion und Inszenierung.

So wie die lokale Zivil- und Bürgergesellschaft ihre Aktivitäten nicht als rein lokal fixierte einordnen sollte, sondern in einen größeren gesellschaftlichen Kontext, sollte dies auch für die Kirchengemeinde mit Multiplikationsanspruch gelten. Der Theologe Jürgen Moltmann formuliert diesen gesellschaftlichen Anspruch mit folgenden Worten: „Wir sollten das biblische Doppelgebot der Liebe erweitern. Es sollte heißen: Liebe deinen Nächsten und diese Erde wie dich selbst.“<sup>257</sup>

Es ist nicht einfach, die potenziellen Akteure eines stärkeren Zusammenwirkens vor Ort zu identifizieren. Das beginnt mit der räumlichen Bestimmung. Rund um den Kirchturm, rund ums Rathaus, das Quartier, den Sozialraum oder was? Und wer bildet Kirche neben der Kirchengemeinde, den Kirchengemeinden im abgesteckten Raum? Und wer Zivilgesellschaft? Im Begriff der Zivilgesellschaft steckt ein doppelter Ansatz. Sie bildet sektoral in Abgrenzung zu Politik und Wirtschaft eine dritte Arena, die sich durch freiwilliges Engagement, Philanthropie und Visionen vom guten Leben charakterisieren lässt. Und sie hat eine ethische Komponente: Zivilität als Handlungsmaxime. Zivilgesellschaftliche Entwicklung geschieht aus der Mitte der Gesellschaft. Kirche mit Anderen ist folglich auch Kirche mit vermeintlich Starken.

In der Andreasgemeinde in Niederhöhnstadt finden sich sowohl auf der zurückgelegten Wegstrecke als auch in der langfristig eingenommenen Perspektive („Vision 2030“)<sup>258</sup> Antworten zu den hier aufgeworfenen Fragen. Gewachsen ist die Bereitschaft, die Erfahrungen zu teilen: innerhalb der Kirche im regionalen Raum, mit der Diakonie und mit der Bürgergesellschaft im Aufbau räumlich enger nachbarschaftlich-freundschaftlicher Netze, wobei der Akzent aber heute noch eindeutig in der Beziehungspflege zur lokalen politischen Repräsentanz liegt.

Fazit über diesen Einzelfall hinaus: Der Nachholbedarf einer Öffnung zur lokalen Gesellschaft ist unübersehbar und auch unter dem Ziel „Mission“ nicht länger wegzuschieben. Raumfragen sind nicht länger unter rein kirchlichen Gesichtspunkten zu diskutieren und zu entscheiden, sondern gleichzeitig unter bürgerschaftlichen. Das gilt für vorhandene und zukünftige kirchliche Räume gleichermaßen. Kirchendämmerung?<sup>259</sup> Der Blick in die Praxis zeigt für den, der sehen will: Morgenröte der Kirche und der Bürgergesellschaft in einem ist in zugegeben noch recht zarten Konturen sichtbar. Irgendwo in der Ferne ist der Jordan, über den die Kirche zu neuen Expeditionen aufbricht.<sup>260</sup>

---

<sup>257</sup> Kubitschek, Judith: Theologe Moltmann präsentiert sein neuestes Buch. Interview. In: Sonntagsblatt vom 23.01.2019: <https://www.sonntagsblatt.de/artikel/kirche/theologe-moltmann-praesentiert-neues-buch>.

<sup>258</sup> <https://www.andreasgemeinde.de/ueber-uns/vision/>.

<sup>259</sup> Anspielung auf Friedrich Wilhelm Graf: Kirchendämmerung. Wie die Kirchen unser Vertrauen verspielen. München 2011.

<sup>260</sup> Anspielung auf Christian Hennecke: Kirche, die über den Jordan geht. Expeditionen ins Land der Verheißung. Münster 2011.

## **Was nutzt, was nicht? Zwei Beispiele**

Es ist richtig, dass sich kirchliche Institutionen immer wieder der prinzipiellen Heimatlosigkeit des Christentums erinnern. Daraus folgt die Bereitschaft, wie der Wirt in der Geburtsgeschichte von Jesus, den Fremden die Heimstatt, und sei es nur auf Zeit, nicht zu verweigern. (Wobei Josef ja eigentlich ein Entfremdeter ist, in Nazareth heimisch geworden, aber mit Herkunftsfamilie in Bethlehem – ein schönes Beispiel für Zweitbeheimatung)

Aber damit ist Beheimatung nicht von der Agenda einer Kirchengemeinde zu streichen. Nun kann sich eine einzelne Kirchengemeinde aber nur um einen Ausschnitt der Beheimatungsmöglichkeiten kümmern. Bei dem Plädoyer für eine möglichst enge Auslegung eines solchen Ausschnittes werden zwei Argumente ganz oben auf der Bedenkenskala genannt: die Überlastung („Was sollen wir denn noch alles machen?“) und die Furcht, an Identität zu verlieren („Wir sind doch mehr als eine soziale Wärmestube“).

Ich möchte diese beiden wichtigen Bedenken an zwei Beispielen verdeutlichen.

### **Beispiel 1: Gehört Theater unter das Kirchengemeindedach?**

Kulturarbeit von Kirchen, mit und in Kirchen gibt es überall. Ich berichte über das Beispiel einer Theatergruppe der Andreaskirche in Eschborn-Niederhöchstadt bei Frankfurt, weil es hilft, zu verstehen, wie schwierig es ist, Angebote zu begründen, zu entwickeln und vor allem durchzuhalten, die doppelt attraktiv sind: für diejenigen, die zur Gemeinde gehören, und solche, die es (noch) nicht sind. Man muss dazu wissen, dass die Andreaskirche seit nun drei Jahrzehnten, ausgehend von einem besonderen, in den ersten Jahren an Willow Creek ausgerichteten Gottesdienstformat, dem Go Special Angebot, sich einen Ruf als kreative, aufgeschlossene und gleichzeitig fromme Gemeinde erarbeitet hat, die über drei Spendenorganisationen so viel Geld einnimmt, dass sie pastorale und andere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in zweistelliger Zahl davon bezahlen kann, darunter zwei Theologen. Ein Pastor wird von der EKHN bezahlt. Die Gemeinde hat im Lauf der Jahre viele Aktivitäten und Institutionen entwickelt, vom Buchladen über ein Bildungswerk, Kindermusicals bis zu einer vielgelobten Demenz- und Seniorenarbeit. Initiator der Theaterarbeit war Timo Becker. Er fing in der Gemeinde als Zivildienstleistender an, kam später nach Studium als Mitarbeiter für Kinder und Jugend wieder zurück und trug nach einigen Jahren seinen Wunsch vor, eine Theater AG mit verschiedenen Gruppen zu gründen und zu begleiten. Kirchenleitung und Spendenverein ermöglichten ihm dies. Weitere Finanzierung kam von der Stadt Eschborn und einzelfallbezogen von verschiedenen anderen Geldgebern. Er berichtet:

Also, 2009 fing alles an. Wir hatten vier Gruppen, es gab Musicals, Krimis, viele Ideen. Wir haben z.B. ein Kinder-Senioren-Projekt gemacht, die haben für ein halbes Jahr sich mit dem

Thema Tod und Sterben auseinandergesetzt. Krebskranker Junge mit Oma Rosa, ein tolles Buch. Da war die Idee geboren, fernab vom Gemeindeleben, Sozial-Theater zu machen, das sich nicht nur mit christlichen Themen beschäftigt, sondern einfach soziale Themen nehmen und sich zu öffnen. Anfangs war es eher geboren als Theatergruppe für die Gemeinde. Dann kamen auch Leute aus allen Richtungen, die die Arbeit sehr spannend gemacht haben. Man konnte viel mehr Leute damit erreichen.<sup>261</sup>

Auch wenn die Resonanz bei Mitspielern und Publikum beachtlich war, stand das Projekt in der Kritik. Becker wurde immer wieder mit der gleichen Frage konfrontiert:

Die Frage ist, ob es nicht reicht als Argument, dass mit denen, die da spielen, etwas Inneres passiert, das bei den Zuschauern Reaktionen auslöst und eine Bekanntheit sich steigert, die wiederum ein Eingangstor sein könnte für alles Mögliche. Das ist ja schon der Mehrwert. Das sind schon so viele Mehrwerte. Aber trotzdem kam immer noch die Frage: was haben wir jetzt davon? Ich habe bald keine Argumente mehr, mich zu rechtfertigen.

Mittlerweile ist Becker ausgeschieden und arbeitet als Freelancer. Seine vor vier Jahren ausgedrückte Hoffnung hat sich bisher nicht erfüllt, es ist ihm nicht gelungen, außerhalb einer Gemeinde und doch im kirchlichen Raum ein Theaterprojekt finanziert zu bekommen. Die Theaterarbeit existiert heute noch unter einem Nach-Nachfolger, jedoch deutlich zurückgenommen.

## **Beispiel 2: Kirchengemeinde als sorgende Gemeinschaft, geht das?**

Das zweite Beispiel zeigt, dass die Gemeinde tatsächlich eine sorgende Gemeinschaft sein kann, eine Art Ersatzfamilie auf Zeit, die in einem schwierigen Lebensabschnitt helfen kann. Hier wurde die sorgende Gemeinschaft als pflegende Gemeinschaft verstanden, mit einem Pflegeverständnis, das weit über die körperliche Pflege hinausgeht. Freundinnen und Freunde scharten sich um eine tödlich Erkrankte. Im Kern war es ihr Hauskreis, dazu kamen Freundinnen außerhalb der Kirchengemeinde und Verwandte. In jenen Jahren war der Begriff sorgende Gemeinschaft (Caring Community) noch nicht so verbreitet wie heute und somit auch nicht Teil der Vision der Kirchengemeinde. Und doch: Was dort geschah, kann man durchaus als Beleg dafür nehmen, dass sich innerhalb einer Kirchengemeinde sorgende Gemeinschaften bilden können.

Warum konnte das damals gelingen? Erstens wurde und wird in dieser Kirchengemeinde das Miteinander der Mitglieder sorgfältig gepflegt. Nicht nur mit Kaffee und Gesprächen vor und nach den Gottesdiensten, sondern auch in Gemeindefreizeiten für alle und einer Fülle von Einzelaktivitäten für Teilgruppen. Vor allem und zweitens aber sollen Hauskreise das eigentliche Fundament beim Gemeindeaufbau bilden. Hauskreise schaffen Wachstum in

---

<sup>261</sup> Interview mit Timo Becker, 2014.

doppelter Weise: im Glauben und im Miteinander. Das Miteinander verdeutlicht sich drittens im „Du“ zwischen allen Generationen und allen Bildungsschichten, zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen. Vor Gott gibt es keine Unterschiede.

Ohne diese drei Säulen hätte sich die kleine, aber hocheffiziente Pflege-Gemeinschaft aus 12 bis 15 Personen, die sich um die Kranke bildete, nicht entstehen können. Die besondere Qualität der Zuwendung aus gelebtem christlichem Glauben, eine praktische und seelische Unterstützung, war für jeden Beteiligten ein Geschenk. Gespräch, Gesang, Gebet als selbstverständliche Bestandteile jeden Hauskreises dienten allen, die diese sorgende Gemeinschaft auf Zeit bildeten, zur gegenseitigen Unterstützung.

Allerdings war die Gemeinde auf die Situation nicht eingestellt. Es bedurfte der Anforderung durch die Betroffene. Sie schrieb ihren Freundinnen und Freunden in der Kirchengemeinde:

Ich habe eine ernste Diagnose bekommen. Ich möchte, dass ihr mich unterstützt. Ich möchte, dass ihr für meine Heilung betet. Ich möchte eine Krankensalbung nach Jakobus.

Wer seinen Unterstützungsbedarf so unmissverständlich formuliert, tut dies auf der Basis eines langjährig gewachsenen Vertrauens.

Wie viele Kirchenmitglieder fühlen sich angenommen genug, um eine solche Botschaft zu senden? Was müsste in einer Kirchengemeinde geschehen, damit mehr Menschen bereit wären, sich umsorgen zu lassen? Und was geschieht, wenn eine Kirchengemeinde innerhalb der Mitgliedschaft oder gar darüber hinaus in den Stadtteil, in das Dorf hinein kommuniziert: „Wir verstehen uns als eine sorgende Gemeinschaft. Bitte macht von unserem Angebot Gebrauch.“ Wäre man der Nachfrage überhaupt gewachsen?

## **5. Zum guten Schluss**

Es gibt Gewohnheiten, die zu überwinden sind, „wenn die Basis die Kirche wieder in die Hand nimmt“, wie ein für das Reformations-Jubiläum 2017 innerhalb Südhessens (EKHN) Verantwortlicher formulierte.<sup>262</sup> „Das Modell von Kirche, das wir jetzt haben, wird sich ändern. Ich denke, die Basis wird es wieder in die Hand nehmen und eine neue Kirche gestalten. Die Form ist noch nicht abzusehen.“<sup>263</sup>

Ich will fünf Impulse geben:

Erstens müssen in den Gemeinden Fans und Sympathisanten für die gemeinsame Glaubenssache innerhalb der Kirchengemeinde gefunden, im Glauben ermutigt und für den Weg

---

<sup>262</sup> Jeffrey Myers, Pastor bei der EKHN und stellv. Beauftragter im Projektbüro der Reformationsdekade, in: Wir stehen an der Schwelle. Interview in der Allgemeinen Zeitung, Mainz, vom 31.10.2016, S. 3.

<sup>263</sup> Ebd.

in die Zivilgesellschaft gestärkt werden. Gemeinschaft stärkt Selbstvertrauen und Unternehmungsgest.

Zweitens muss in der Bekanntheits- und Sympathiewerbung vor Ort weit und ideenreich ausgegriffen werden. Reine Mitgliederkommunikation ist bei schwindenden Mitgliederzahlen unzureichend.

Drittens müssen alle kirchlichen Organisationen in einem lokalen Netzwerk eng und zielgenau zusammenarbeiten, die Diakonie ist ebenso wie die Nachbargemeinden ein Teil davon. Isolierter Aktionismus ist nett, aber folgenlos.

Viertens müssen sich die Kirche und ihre Organisationen Stifter von Zuversicht für eine bessere Welt werden. Die Christliche Kirche ist auf ihrem langen Gang durch die Geschichte in ihrem Absolutheitsanspruch gezähmt und zu einem wesentlichen Pfeiler von Zivilität geworden. Die Kirche stärkt soziale Resilienz.

Fünftens muss die Kirche Signale aus der Zivilgesellschaft, aus Staat und Wirtschaft aufnehmen, die dem Lebensentwurf von Christen entsprechen. Der Berliner Theologe Christoph Zarnow formuliert aus seiner stadtgeprägten Sicht:

Es ist sehr sinnvoll zu sagen, dass man als Kirche in der Stadt das Macherparadigma verlässt und dass ein Mitmachparadigma reinkommt, um zu gucken, wo sind vorhandene Sachen, die wir unterstützen können.<sup>264</sup>

Ein Beispiel: Unter dem Motto „Glaube, Liebe, Hoffnung – Empathie als Grundlage der Gesellschaft und ihrer Architektur“ lud der Bund Deutscher Architekten zu seinem 21. Berliner Gespräch 2017 ein. Themen waren u.a. Soziale Resilienz, das gute Zusammenleben, die Möglichkeit einer empathischen Welt, Stadt als Almende und die Wahrnehmung von Orten als Wertschätzung. Der Tagungsbericht steht unter einer Überschrift, die der Soziologe Harald Welzer geprägt hatte: „Es ist zu spät für Pessimismus“. Die Kirche war mit einem Referenten vertreten: Thorsten Nolting, „präsentiert als ‚Kultpfarrer‘ und Leiter der Diakonie in Düsseldorf. Er berichtete über die Arbeit seiner Organisation in einem Problemstadtteil, den Umbau einer zu groß gewordenen Kirche eingeschlossen. Nolting wird mit den Worten zitiert:

Es ist gefährlich, die Religiosität der Menschen, die zu uns kommen, zu unterschätzen. Wir laden Muslime in unsere Kirche ein, denn wir glauben an die Friedenssehnsucht in allen großen Religionen.<sup>265</sup>

Das Beispiel kann als Beleg für die Aktualität christlicher Werte und die Anschlussfähigkeit der Kirche gelten. Ich denke: Wir sind mittendrin im zivilgesellschaftlichen Aufbruch. Die Pra-

---

<sup>264</sup> Interview mit Christoph Zarnow.

<sup>265</sup> Benedikt Hotze: 21. Berliner Gespräch des BDA: Es ist zu spät für Pessimismus!, in: Der Architekt 1/2017 S. 66.

xis ist schneller als die Theorie. Auch in der evangelischen Kirche haben das spätestens mit der Flüchtlingseinwanderung viele Aktive bemerkt und mutig und entschlossen Ungewohntes erprobt. Nun kommt es darauf an, nicht wieder zum Gewohnten zurückzukehren. Und das Gewohnte nicht zu verlieren. Das vom Maecenata-Institut durchgeführte internationale Forschungsprojekt „Religious Communities and Civil Society in Europe“, dessen Ergebnisse derzeit publiziert werden, stellt fest, dass „alle Religionsgemeinschaften in allen Funktionen von Zivilgesellschaft tätig sind, anders ausgedrückt, sie erfüllen in allen Funktionen ihre Mission.“<sup>266</sup>

Diese Funktionen sind: Dienstleistungen, Themenanwaltschaft, Selbsthilfe, Mittler, Wächter, Gemeinschaftsausbildung, politische Mitgestaltung, Ermöglichung persönlicher Erfüllung. Die Feststellung der Forscher, dass, mit Blick auf ganz Europa, der Bewusstwerdungs- oder Entwicklungsprozess in den unterschiedlichen Gemeinschaften und auch innerhalb einzelner Gemeinschaften keineswegs einheitlich ist, kann nicht überraschen, er gilt sicher auch für die hiesigen beiden großen Kirchen. Der folgende Satz könnte daher ebenso für die deutsche Situation gelten:

Vielfach wird traditionellen Privilegien, der Nähe zum oder sogar Einbindung in den Staat, Vorstellungen von Machtausübung oder zumindest der Beteiligung daran und anderen überkommenen Elementen des Selbstverständnisses nachgetrauert – oder anderen Akteuren der Zivilgesellschaft so misstraut, dass eine gemeinsame Zugehörigkeit schwierig oder unmöglich erscheint.<sup>267</sup>

Da aber, wie im Forschungsprojekt in der Ausgangssituation geschildert, durch die drastische Abnahme der Zugehörigkeit zu Religionsgemeinschaften in Europa traditionelle öffentliche Positionen dieser Gemeinschaften infrage gestellt werden, empfiehlt sich seitens der Kirchenleitungen im Diskurs mit ihren Mitgliedern die Überprüfung der bisherigen Ausrichtung und die Diskussion von Alternativen. Die lokalen Institutionen der Kirche müssen freilich nicht abwarten. Sie können sich die Liste der Funktionen von Zivilgesellschaft vornehmen und überprüfen, inwieweit sie dazu einen Beitrag leisten. Das Echo zum Kirchentag in Dortmund im Juni 2019 – er wurde polemisch als ‚grüner Parteitag‘ oder etwas abgemildert als Zusammenkunft sozial-liberaler Parteigänger mit einigen schwarzen Tupfern merkelianischer Prägung beschrieben – böte in der Nacharbeit Anlass zu einer solchen Verständnisdiskussion. Der Anspruch, offen für alles und jeden zu sein, insbesondere für Flüchtlinge, und die teilweise heftige Abgrenzung zur AfD bot den Kirchentagsbesuchern das Gefühl, auf der Seite des Guten miteinander verbunden zu sein, löste aber wegen der offenkundigen Wider-

---

<sup>266</sup> Einschätzung von Rupert Graf Strachwitz im Interview. Die Tagungsergebnisse werden publiziert, wobei Band I, herausgegeben von Strachwitz, bereits erschienen ist: *Religious Communities and Civil Society in Europe*. Vol. I: *Analyses and Perspectives on a Complex Interplay*. Berlin: de Gruyter 2019.

<sup>267</sup> Ebenfalls aus dem Interview mit Rupert Graf Strachwitz.

sprüchlichkeit auch Unbehagen aus,<sup>268</sup> zumal, da sind sich die Beobachter weitgehend einig, die eingangs analysierte reale und mentale gesellschaftliche Kluft mit einer Abgrenzung zur AfD nicht behoben sind, vielleicht im Gegenteil.

Es gibt offenbar in Teilen der Bevölkerung in den ‚Tiefenschichten der kollektiven Gemütsverfassung‘ (Peter Graf Kielmansegg) einen latenten Vertrauensverlust und Verdruss an den bislang führenden und regierenden Parteien bei gleichzeitig hohen Erwartungen an den Staat und die ihn Regierenden.<sup>269</sup>

Der Politologe Roland Roth sieht es ähnlich:

Wir haben ganz offensichtlich Grund zur Sorge. Unsere Demokratie scheint aktuell ebenso gefährdet wie der soziale Zusammenhalt [...] Es häufen sich weltweit die Anzeichen für einen rapiden Zerfall des dominanten liberalen Demokratiemodells der Nachkriegszeit. In Deutschland beruhte es – wie in einigen anderen westeuropäischen Ländern – auf einem vergleichsweise stabilen System intermediärer Interessenvermittlung durch Parteien, Verbände und Gewerkschaften.<sup>270</sup>

Roth spricht von einem „intermediären Gefüge“, das nur noch locker mit dem Rest der Gesellschaft verknüpft sei. Damit ist das Unbehagen in der Mitte der Gesellschaft beschrieben, das an den Rändern extremer gefühlt und formuliert wird. Dass die Medien, insbesondere auch die sozialen Medien, eher Unmut schüren als ihn zu besänftigen, ist in den Eingangskapiteln ausführlich beschrieben worden.

Der frühere Bundespräsident Joachim Gauck erinnert daran, dass die Sorge, liberale Demokratie sei keineswegs sicher, vielmehr drohe uns ein Jahrhundert des Autoritarismus, von klarsichtigen Beobachtern des gesellschaftlichen Wandels schon Ende des letzten Jahrhunderts prophezeit wurde. Gauck erinnerte an Ralf Dahrendorf und den französischen Politologen Pierre Hassner. Es gehe um die Folgen der Globalisierung, die „zur Erosion tradierter Ordnungen, gewachsener Familienbande, lang gepflegte Rituale und verinnerlichter Normen“ führen könne. Aus dieser Sicht sind die Flüchtlinge die Spitze des Eisbergs Globalisierung. Gauck:

Was ist, wenn sich die Bevölkerung durch Einwanderung zu schnell wandelt und den Einheimischen die Vielfalt zu bunt wird? Denn wenn eine Gesellschaft zu divers wird, fühlt sich ein Teil der Bürger im eigenen Land nicht mehr zu Hause, und seine Bereitschaft zum Teilen nimmt ab. Es ist zu befürchten, dass in derartigen Situationen die Intoleranz und nicht die Toleranz wächst.<sup>271</sup>

---

<sup>268</sup> Besonders kritisch Jan Feddersen: Was für ein Misstrauen, taz vom 19.6.2019. Die Überschrift bezieht sich auf das Kirchentagsmotto „Was für ein Vertrauen“ des Kirchentags, der vom 19. bis 23. Juni 2019 stattfand.

<sup>269</sup> Stephan Raabe: Dreikampf um die Lufthoheit. Brandenburg vor den Landtagswahlen, in: Die Politische Meinung 556/2019, S. 99.

<sup>270</sup> Roland Roth: „Für eine demokratische Zivilgesellschaft!“ Aktuelle Herausforderungen und Perspektiven. Referat bei der Landesarbeitsgemeinschaft Seniorenbüros NRW am 21.5.2019 in Düsseldorf, S. 1: <http://www.las-nrw.de/wp-content/uploads/2019/05/Skript-Roth-JFT-2019.pdf>.

<sup>271</sup> Joachim Gauck: Wenn es den Einheimischen zu bunt wird, so paradox es klingt: Populismus ist eine Antwort auf den Erfolg des Liberalismus, in: Die ZEIT vom 13. 6 2019, S. 7 (Vorabdruck aus: Toleranz: einfach schwer. Freiburg 2019).

Die Kirche mit ihren zahlreichen zivilgesellschaftlich geprägten Funktionen steht vor der Frage, was ihre Hauptausrichtung in dieser gesellschaftlichen Lage sein sollte. Richard Rohr, ein amerikanischer Franziskanermönch, lehrt uns, das „wundervolle Wörtlein ‚und‘ zu nutzen“, wo immer es sich anbietet, um Gegensätze in eine neue Beziehung zu bringen.<sup>272</sup> Was das bedeutet, lehrt uns Fulbert Steffensky mit seiner berührenden Geschichte von zwei Kirchen in Hamburg, die beieinanderstanden: die schöne reiche Katharinenkirche und St. Anna, eine Aschenputtelkirche, umgeben von Tagelöhnerhäusern.<sup>273</sup> Steffensky spielt durch, wie beide Kirchen auf den gleichen Bibeltext (13. Kapitel des 1. Korintherbriefes) reagieren: grundverschieden, so wie die Milieus ihrer Mitglieder.

„Katharina hat die Stärke der Bürger. [...] Sie hat weniger Angst vor der Zukunft, weil ihr die Gegenwart wenigstens schon halb gelungen ist. Sie hat vielleicht sogar weniger Angst vor den Fremden.“ St. Anna ist die entschiedene Anwältin derer, die vermissen: „das Vermissen des Brotes für die Hungrigen; des Augenlichts der Blinden und der Sprache der stumm Gemachten.“ Steffensky sieht Gott als partiisch, er liebt St. Annen. Und doch fragt sich Steffensky,

ob mich das Bild des garstigen Grabens – dort die von Gott geliebte Anna und hier die kalte Katharina – nicht zu falscher Eindeutigkeit und voller Widerspruchsfreiheit geführt hat. Wenn wir die beiden Kirchen in fataler Eindeutigkeit gegenüberstellen, dann verlieren wir die Hoffnung. Wir sehen dann Zementburgen, die sich nicht bewegen und nichts mehr voneinander lernen. Die beiden Kirchen sind nicht getrennt. In der einen sind vielmehr die beiden: Katharina und Anna. Sie sind nicht schädlich und unfriedlich auf der einen und der anderen Seite des Grabens. Sie sind miteinander vermischt und ineinander verwoben, und sie streiten miteinander in der einen Hoffnung. Dieser Streit ist unsere Hoffnung. Eine lässt die andere in Ruhe.<sup>274</sup>

Nehmen wir die Geschichte als Metapher für die Zuwendung, die die Kirche geben sollte, dann ist St. Anna unbestreitbar ein Sorgefall. Aber auch mit allen Komplikationen einer Zuwendung auf Augenhöhe, von gelingendem Empowerment für diejenigen, die sich ohne jede Chance auf Anerkennung außerhalb von ihresgleichen verstehen. Hier muss die Kirche Milieugräben überwinden, Sprachbarrieren abbauen und Vertrauen gewinnen. Aber was ist mit denen, die auf der Sonnenseite der Anerkennung stehen? Auch sie können abstürzen, spätestens, wenn sie aus dem Beruf ausscheiden, in dem sie gern Person und Position verwechselten und nun erkennen müssen, dass Anerkennung und Zuwendung der Position galten.<sup>275</sup>

Es geht hier nicht nur um den Streit von Verantwortungsethik und Gesinnungsethik oder arm gegen reich, sondern um alle Bruchlinien, die die Gesellschaft zu zerreißen drohen, ob sie

---

<sup>272</sup> Richard Rohr: Pure Präsenz. Sehen lernen wie die Mystiker. München 2010, S. 219.

<sup>273</sup> Fulbert Steffensky, Vortrag, gehalten am 27.1.2018 im Haus am Dom in Frankfurt, wurde nachgedruckt im Hessischen Pfarrblatt 1/2019 S. 4-9.

<sup>274</sup> Ebd.

<sup>275</sup> Henning von Vieregge: Der Ruhestand kommt später, Frankfurt 2012, insb. S. 176-195.

nun real oder eingebildet sind. Akteure der verschärfenden Trennung sind in der Republik reichlich vertreten, jede Partei lebt schließlich vom Unterschied zum Konkurrenten. Gleiches gilt für Personen, Organisationen und Ideen. Fachleute der Profilierung schälen Alleinstellungsmerkmale heraus oder schaffen sie künstlich. Dies gilt umso mehr, je mehr es Parteien, Verbände und Gewerkschaften, aber auch die Medien zerreißt. Wie lange hat es gedauert, bis das Christentum aus seinen Glaubenskriegen, die so unbarmherzig sind, „weil es im Kampf zwischen Licht und Finsternis keinen Raum für Kompromisse gibt“,<sup>276</sup> herausfand und somit „das inhumane Potenzial in der Religion“<sup>277</sup> zivilisiert wurde. Wer sich für Zivilität einsetzt, votiert gegen Angst und nutzt sie nicht für seine Zwecke. Die Ängste haben sich auf die Hiesigkeit verlagert und sind auch durch Wohlstand und Absicherung nur rudimentär zu schrumpfen. Angst zu haben und sie zu äußern, für sich selbst oder als Advokat, ist in der pluralen Gesellschaft kein Nachteil, im Gegenteil. Die damit demonstrierte Empathie verleiht gesellschaftliche Macht; es gibt keinen Grund, zur Zukunft bestimmter Gruppen und Vorgänge keine Angst zu äußern. Deswegen ist die Bekämpfung von Angst ein so wichtiges und gleichzeitig schwieriges Unterfangen. Sicherheit, Vertrauen, Zuversicht, gebündelt in Beheimatung, scheint leichter zu gelegen, wenn Homogenität im Umfeld vorhanden ist und doch angenommen wird. Das Konzept einer „offenen Heimat“ ist deswegen für jeden zivilgesellschaftlichen Akteur eine besonders große Herausforderung. Dass Gott „die Garantie der Humanität“<sup>278</sup> darstellt und die gottlose Gesellschaft von Unmenschlichkeit bedroht ist, ist eine Behauptung, deren erster Teil immer wieder unter Beweis gestellt werden muss, damit sich die Menschheit die Überprüfung des zweiten Teils nach Stalinismus, Maoismus und Faschismus, insbesondere Nationalsozialismus ein weiteres Mal ersparen kann.

**„Kirche beheimatet. Sie kann dies umso mehr tun, wenn sie im Verbund mit ihren Schwester- und Tochterorganisationen sich stärker als Akteur der lokalen Zivilgesellschaft mit und für Andere versteht. Dies nutzt ihr und allen.“**

Mit dieser Leitthese begann der Einstieg in diesen Text. Ich würde mir wünschen, dass es gelungen ist, die Argumente, die für die Richtigkeit der These sprechen, so vorgetragen zu haben, dass sie einen Schubs in die richtige Richtung auslösen. Allerdings, das sei nicht verschwiegen, bedarf es zu einer kräftigen Richtungsänderung in aller Regel eines Zusammenspiels von unten und oben. Unten bewegt sich etwas. Oben auch? Da schweift der Blick hinüber zu Schwesterkirche. Sie hat einen „charismatischen Entkruster. Da geschieht so etwas wie Werteführung in einer so zerklüfteten Gesellschaft mit einem wachsenden Problemhorizont - das ist wertvoll.“<sup>279</sup> Papst Franziskus hat in seiner Kirche aus den bekannten

---

<sup>276</sup> Jan Ro: Die Verteidigung des Menschen. Warum Gott gebraucht wird. Bonn (Ausgabe der bpb) 2012, S. 52.

<sup>277</sup> Ebd. S. 55.

<sup>278</sup> Ebd. S. 9.

<sup>279</sup> Interview mit Ansgar Klein.

Gründen mit größeren Veränderungsschwierigkeiten zu kämpfen. Sein Vorbild kann auch unsere Kirche anspornen.

# Paper Series Opuscula

Free download at [www.opuscula.maecenata.eu](http://www.opuscula.maecenata.eu)

---

- 2018
- Nr. 114 **Die Stiftung als Unternehmung und Investor**  
Michael Alberg-Seberich, Michael Borgolte, Siri Hummel
- Nr. 115 **Syrian Civil Society Organisations in Lebanon:** Assessment and Analysis of existing organisations and conditions under which they operate  
*Linda Mattes*
- Nr. 116 **Looking back at 50 years of U.S. philanthropy**  
*Stanley N. Katz and Benjamin Soskis*
- Nr. 117 **Herausforderung Humanitäre Hilfe:**  
Politische Bedeutung und kritische Reflexion in Deutschland  
*Martin Quack*
- Nr. 118 **Die Rolle der Zivilgesellschaft in internationalen Konflikten:** Das Beispiel Ruanda  
*Stephen Little, Annika Niebuhr, Daniel Priller, Philipp Stoll*
- Nr. 119 **Unternehmensbeteiligungen gemeinwohlorientierter Stiftungen in Deutschland**  
*Benedikt Johannes Ott*
- Nr. 120 **Zwischen Gemeinnutz und Eigennutz**  
Intersektorale Kooperationen von Stiftungen mit Unternehmen  
*Julia Tauss*
- Nr. 121 **Based on Need alone?** Impartiality in humanitarian action  
*Martin Quack*
- Nr. 122 **The Role of Civil Society in the Tunisian Transformation Process**  
*Simon Rothers*
- 2019
- Nr. 123 **Weltwärts im Kontext I -** Der entwicklungspolitische Freiwilligendienst im nationalen und internationalen Vergleich  
*Benjamin Haas, Sonja Richter*
- Nr. 124 **Weltwärts im Kontext II -** Der entwicklungspolitische Freiwilligendienst im Vergleich zu staatlichen Instrumenten der entwicklungspolitischen Bildungsarbeit  
*Sonja Richter, Benjamin Haas*
- Nr. 125 **Zur nichtfinanziellen Berichterstattung aus NPO-Perspektive**  
Überlegungen zu den Folgen der Reform der Rechnungslegung gewinnorientierter Unternehmen und erste Befunde aus der Praxis  
*Josef Baumüller*
- Nr. 126 **En quoi se constitue le pouvoir de la société civile?**  
Une analyse sur la base de l'exemple de l'économie collaborative  
*Julia Dreher*
- Nr. 127 **Stiftungen als Schulträger**  
*Rupert Graf Strachwitz*
- Nr. 128 **Shrinking Space of Civil Society**  
*Karen Ayvazyan*
- Nr. 129 **Where does German Humanitarian Assistance stand?**  
**Wo steht die deutsche humanitäre Hilfe?**  
*Ralf Südhoff & Sonja Hövelmann - Centre for Humanitarian Action*
- Nr. 130 **Colombia's Negative Peace. A Challenge for Civil Society?**  
*Wolfgang Chr. Goede*